

Eugen Sorg über Philippinen-Terminator Rodrigo Duterte

# DIE WELTWOCH

Nummer 4 – 26. Januar 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Didier Burkhalter:**  
René Zeller über  
Subcomandante Mutos

**Theresa May**  
**Vorbild für**  
**die Schweiz**

**Eveline Widmer-Schlumpf**  
**Ihr Geschäftsmodell**  
**bleibt der Verrat**

**Martin Suter**  
**Die Zauberkraft**  
**der doppelten Moral**



## Schweizermacher 3.0

Warum es keine erleichterte Einbürgerung braucht

4 194407 006904

# Burma auf dem Irrawaddy

mit dem neuen Boutiqueschiff RV Thurgau Exotic 3



Es hat solangs het  
**Rabatt\***  
bis Fr. 1300.-  
\* Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

## NEU Mandalay–Bagan–Nyaung Don (–Rangun) v.v.

**14 Tage ab Fr. 3090.-** (Rabatt Fr. 1300.- abgezogen, 19.09.17, 2-Bettkabine Standard HD)

Links eine Pagode mit glitzerndem, goldenen Dach, rechts ein Tempel aus einheimischem Teakholz gefertigt – was gibt es Schöneres als von der eigenen Suite oder dem gemütlichen Sonnendeck aus die vorüberziehenden Landschaften zu erleben!

Goldene Pagoden, beeindruckende Tempel, Rikschas und Pferdekutschen, farbige Märkte und freundliche Leute prägen das faszinierende Land und diese aussergewöhnliche Reise auf dem Irrawaddy.

Zu den Highlights der Reise gehört das abwechslungsreiche Programm mit Rundfahrten in Mandalay, Bagan und Rangun, der unvergessliche Sonnenuntergang an der U Bein Brücke, aber auch die Besuche von ursprünglichen Dörfern und der Ruinenstadt Ava. Einen Einblick in die burmesische Kultur bietet ausserdem der Besuch einer Töpferei, einer Eisenschmiede und einer Zigarren-Manufaktur sowie die Aufführungen von burmesischen Tänzen und das Puppentheater an Bord der RV Thurgau Exotic.

### RV Thurgau Exotic 3\*\*\*\*

In Burma 2017 im Kolonialstil mit Hartholz gebautes Schiff für 32 Gäste. Elegant eingerichtet überzeugt es durch familiäre Atmosphäre. Die grosszügigen Suiten und Kabinen verfügen über DU/WC, Föhn, Safe, Klimaanlage. Die Suiten erstrecken sich über die gesamte Breite des Schiffes, jene auf dem Oberdeck verfügen über einen Privatbalkon. Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Eine Salonbar befindet sich auf dem Sonnendeck. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

### Reisedaten 2017/18 Rabatt

#### Mandalay–Nyaung Don (–Rangun)

19.09.–02.10.17	1300	28.12.–10.01.18	300
09.10.–22.10.17*	1000	17.01.–30.01.18	300
29.10.–11.11.17	500	06.02.–19.02.18	500
18.11.–01.12.17	300	26.02.–11.03.18	700
08.12.–21.12.17	500		

#### (Rangun–) Nyaung Don–Mandalay

28.09.–11.10.17	1000	06.01.–19.01.18	300
18.10.–31.10.17	700	26.01.–08.02.18	300
07.11.–20.11.17	500	15.02.–28.02.18	500
27.11.–10.12.17	300	07.03.–20.03.18	1000
17.12.–30.12.17	300		

\* nur noch wenige Kabinen verfügbar

Suite OD mit Privatbalkon (Animation)



- Neues Boutique-Schiff mit Privatbalkonen auf dem Oberdeck
- Suiten über die ganze Schiffsbreite
- Fahrt ins Irrawaddy Delta

### Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- 1 Übernachtung im 4-Sterne-Hotel in Rangun
- Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways in G-Klasse (Economy) oder anderer IATA Gesellschaft, inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Alle Transfers und Hafengebühren
- Lokale deutschsprechende Bordreiseleitung



### Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen

Zürich, Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Allianz Global Assistance), Getränke, Trinkgelder (Empfehlung \$ 8–10 p.P./Tag), Visumgebühr Fr. 80.–, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Standard Hauptdeck	4390
Suite Hauptdeck	4690
Suite Oberdeck Mitte, Privatbalkon	4990
Suite Oberdeck vorne, Privatbalkon	5290
Front-Suite Oberdeck, Privatbalkon	5890
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
Zuschlag Business Class	auf Anfrage

Details zum Reiseprogramm im Internet oder Prospekt verlangen.

### Weitere Reisen in Burma

#### mit RV Thurgau Exotic 2\*\*\*\*

Rangun–Bagan–Nwe Nyein–Mandalay

**17 Tage ab Fr. 4290.-**

(Rabatt Fr. 1700.- abgezogen, Suite Hauptdeck, Vollpension, Flüge)

#### mit RV Thurgau Exotic 3\*\*\*\*

**NEU** (Rangun–) Bagan–Mawleik–Nwe Nywein–Mandalay

**18 Tage ab Fr. 3690.-**

(Rabatt Fr. 2000.- abgezogen, 2-Bettkabine HD, VP, Flüge)

Details zu den Programmen, Leistungen und Preisen im Internet oder Prospekt verlangen.



Alle Ausflüge inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Olivia Bissoli  
**Gratis-Nr. 0800 626 550**



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



Die neue britische Premierministerin Theresa May hielt letzte Woche mit zwei Reden die Öffentlichkeit in Atem. Zuerst gab sie ihre Pläne für einen «harten Brexit» in London bekannt. Dann beruhigte sie ein verunsichertes Publikum am Davoser Weltwirtschaftsforum.

Ihr Auftritt war brilliant. Die Frau mit den extravaganten Schuhen skizzierte einen EU-Ausstieg als Aufbruch, nicht als Rückzug von der Welt. Klar zeigte sie auf, dass Selbstbestimmung und Weltoffenheit zusammengehören.

In der offiziellen Schweiz regte sich umgehend seltsamer Widerstand. Bundesrat und staatsnahe Journalisten beeilten sich, die Freiheitsformel der Briten als für die Schweiz ungeeignet darzustellen. Warum eigentlich? Wir finden Mays Entwürfe inspirierend.

Unser Kollege Wolfgang Koydl, langjähriger London-Korrespondent, porträtiert diese Frau, die sich anschickt, Angela Merkel als interessanteste Politikerin der Gegenwart abzulösen. Bundespolitik-Chef René Zeller vertieft sich daneben in die Agenda von Bundesrat Didier Burkhalter, dem «Subcomandante Mutlos» der Schweizer EU-Politik. **Seite 14 und 18**

Millionen Fernsehzuschauer weltweit sahen die Amtseinführung Donald Trumps als 45. US-Präsident. Das Zeremoniell ist bloss der offizielle Part des Rituals. Rund um die Inauguration fanden Dutzende Anlässe statt. Urs Gehrig besuchte Partys, Empfänge und Bälle und schildert, wie die Fäden der neuen Macht gesponnen werden. **Seite 36**

Bleiben wir bei Trump: Noch immer drehen Befürworter, vor allem aber Kritiker, im dunkelroten Bereich. US-Medien berichteten, der neue Präsident habe als eine seiner ersten Amtshandlungen die Büste des schwarzen Bürgerrechtlers Martin Luther King aus seinem Büro entfernt. Dumm nur, dass die skandalös anmutende Nachricht frei erfunden war. Lügenpresse oder Inkompetenz? Wie auch immer: Ab dieser Ausgabe liefern wir jede Woche immer auf der dritten Kommentarseite, rechte Spalte, die neue Rubrik «Fakten sind Trumpf». Hier rapportieren wir



**Lichtblick:** Theresa May.



**«The Punisher»:** Rodrigo Duterte (l.).

stocknüchtern, jenseits von Jubel und Verdammung, was der neue US-Präsident tatsächlich macht. Ein Beitrag zur Abrüstung der Gefühle. **Seite 11**

Seit letzten Sommer Rodrigo Duterte zum neuen Präsidenten der Philippinen gewählt worden ist, leben die Drogenhändler und Drogensüchtigen des Landes in Angst. Duterte, auch «Dirty Rody» genannt, stellte diese vor die Wahl, sich den Behörden zu ergeben oder erschossen zu werden. Fast eine Million Drogenleute haben sich bisher gestellt, 42 000 sind verhaftet und 6000 getötet worden. Reporter Eugen Sorg und Fotograf Nathan Beck haben auf ihrer Reportage in Manila Polizisten getroffen, die

erstaunlich freimütig von ihrer schmutzigen Arbeit erzählten. Und es gelang ihnen, eines der heillos überfüllten Zuchthäuser zu besuchen. Allerdings wurde Becks Kamera nach der Visite von den Wachen beschlagnahmt, und alle Aufnahmen wurden gelöscht. Beck fand aber einen Weg, die für immer verloren geglaubten Bilder aus dem Vorhof der Hölle wiederherzustellen. **Seite 46**

*Ihre Weltwoche*

GESTRESST?  
ÜBERFORDERT?  
ERSCHÖPFT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | [www.seeklinik-brunnen.ch](http://www.seeklinik-brunnen.ch)

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (Wirtschaft), René Zeller (Bundespolitik)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur, Urs Gehrig (Leitung Ausland), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (Los Angeles), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (New York), Max Wey, Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (Art-Director), Silvia Ramsay  
**Bildredaktion:** Martin Kappler, Florian Brunner (Assistent)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (Leitung), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (Leitung), Inga-Maj Hojaj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (Leitung), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (Leitung)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (Leitung)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Table Privée im Château Pichon Baron



## VIP-Genussreise Bordeaux

# Zu Gast in den Top-Châteaux

Fliegen Sie mit dem Privatjet nach Bordeaux und besuchen Sie die weltberühmten Weinbaugebiete Pomerol, St.-Émilion, Pauillac, Sauternes und Pessac-Léognan. In herrschaftlichen Châteaux werden Sie ganz persönlich zur «Table privée» sowie zu exklusiven Weinverkostungen erwartet.

Sie besichtigen die berühmtesten Appellationen und verkosten im kleinen Kreis die grössten Weine der Welt. Als VIP stehen Ihnen die Tore sonst strikt verschlossener Châteaux offen: Château d'Yquem, Angéhus, Faugères, Lafaurie-Peyraguey, Petit-Village, Pichon Baron und Smith Haut Lafitte.

Weitere Höhepunkte sind die «Table privée»-Essen in den Châteaux Pichon Baron, Faugères und Smith Haut Lafitte. Sie übernachten stilvoll im herrschaftlichen Château-Hotel – ein unvergessliches Erlebnis der Extraklasse!



### Programm:

1. Reisetag (Donnerstag, 6. Juli 2017)
  - 7.30: Privatjet-Flug ZRH-BOD
  - 10.30: Château Pichon Baron, Pauillac (inkl. Degustation)
  - 11.30: «Table privée», Château Pichon Baron
  - 16.00: Château Petit-Village, Pomerol (inkl. Degustation)
  - 18.00: Check-in Château-Hotel «Grand Barrail»
  - 19.00: Château Faugères, St.-Émilion (inkl. Degustation)
  - 20.45: «Table privée» im Château Faugères
2. Reisetag (Freitag, 7. Juli 2017)
  - 9.30: Château Angéhus, St.-Émilion (inkl. Degustation)
  - 11.00: Fahrt in die Appellation Pessac Léognan
  - 12.15: «Table privée», Château Smith Haut Lafitte
  - 16.00: Château d'Yquem, Sauternes (inkl. Degustation)
  - 18.00: Château Lafaurie-Peyraguey, Sauternes (inkl. Degustation)
  - 20.15: Privatjet-Flug nach Zürich

### Platin-Club-Spezialangebot

**Bordeaux-Privatjet-Genussreise – exklusiv nur in diesem Angebot!**

#### Reisedatum:

Donnerstag, 6., bis Freitag, 7. Juli 2017

#### Leistungen:

- Privatjet-Flug ZRH-BOD-ZRH
- Park-&-Fly-Service in Zürich
- 3 «Table privée»-Essen
- Besichtigungen und Degustationen in sieben weltberühmten Châteaux
- Übernachtung im Château-Hotel «Grand Barrail» inkl. Frühstück
- Lokaler Transport
- Concierge-Reisebegleitung von Executive CH

#### Spezialpreis:

Fr. 4680.– pro Person  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 140.–

#### Limitierte Teilnehmerzahl:

Mindestens 7 bis maximal 12 Gäste

#### Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular finden Sie unter: [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

#### Veranstalter:

Executive CH GmbH, Privatjet- und Yacht-Reisen,  
5430 Wettingen, Mitglied beim Garantiefonds  
Telefon 056 427 15 68  
[info@executive-private.ch](mailto:info@executive-private.ch), [www.executive-private.ch](http://www.executive-private.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Zwangsheirat

Die EU-Anbinder haben jetzt im Bundesrat die Mehrheit. Ein Lichtblick ist Premierministerin Theresa May. Von Roger Köppel

Nach der Wintersession war ich stinksauer und enttäuscht. Es war der Tiefpunkt nach meinem ersten Jahr im Bundeshaus.

Unter der Regie von SP und ihrer neuen Juniorpartnerin FDP beerdigten alle Parteien ausser der SVP den Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung. Wir haben ausgiebig berichtet.

Das war nicht nur ein kaltblütiger Verfassungsbruch, eine Missachtung der Rechte des Volkes. Das Schlimmste ist, dass sich die Politik weiterhin weigert, die masslose Zuwanderung zu stoppen.

Auch in diesem Jahr werden wieder über 60 000 Ausländer netto einwandern. Das ist verückt. So geht die Schweiz kaputt. Dem Politikartell von Bundesbern ist das egal. Hauptsache, sie ziehen ihre Interessen durch.

Wir müssen handeln, aber wie?

So ungefähr war meine Stimmungslage vor den Weihnachtsferien. Ich freute mich auf ein paar ruhige Tage mit der Familie in den Bergen.

Endlich abschalten, endlich nicht mehr diese Verlogenheit, endlich würde man, so glaubte ich, auch die Zeitungen wieder lesen können ohne die grinsenden, selbstzufriedenen Gesichter von Cédric Wermuth, Kurt Fluri oder Simonetta Sommaruga, die sich so unendlich über ihre kleinkarierte Rache an der SVP für die verlorene Volksabstimmung freuen.

Ich hatte mich zu früh gefreut.

Kurz vor Heiligabend las ich ein Interview mit Bundespräsidentin Doris Leuthard. Ich traute meinen Augen nicht. Das konnte doch nicht sein.

War es ein Tippfehler? Hatte ich eine nervöse Sehstörung nach den Aufregungen der letzten Session?

Nein, es stimmte. Es stand dort wirklich.

Auf die Frage, wie sie sich die Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU vorstelle, sagte Leuthard, sie wolle diese Beziehungen in ihrem Präsidialjahr 2017 «normalisieren».

Normalisieren? Was heisst da normalisieren? Was ist hier abnormal? Was meinte sie damit?

Dann kam der Satz, der alles klarmachte:

Die Schweiz müsse, so die Bundespräsidentin, noch in diesem Jahr mit der EU ein Abkommen über die Lösung der «institutionellen Fragen» schliessen.

Jetzt ist es raus, jetzt ist es also offiziell. Der Bundesrat will die Schweiz an die Europäische Union anbinden. Es wäre die Preisgabe, die Zerstörung der Schweiz. Ich komme darauf zurück.

Was heisst «institutionelle Fragen»? Die Schweiz soll sich verpflichten, in allen Vertrags-



«Unabhängigkeit schafft Weltoffenheit.»

beziehungen mit der EU alle Gesetze und Gesetzesänderungen der EU automatisch zu übernehmen. Nicht mehr wir Schweizerinnen und Schweizer setzen unser Recht, die EU setzt unser Recht.

Was die EU will, ist eine Zwangsheirat.

Institutionelles Abkommen heisst weiter: Die Schweiz wird dem obersten europäischen Gericht, dem Europäischen Gerichtshof, unterstellt. Im Konfliktfall entscheiden die Richter der EU.

Aber nicht nur dies: Weigert sich die Schweiz, die Urteile des EU-Gerichts zu übernehmen, darf die EU Sanktionen gegen die Schweiz verhängen. Bern nennt diese Sanktionen, damit es nicht so hart klingt, «Ausgleichsmassnahmen», aber es sind Sanktionen.

Es stimmt: Noch hat die Schweiz die Kapitulationsurkunde nicht unterschrieben. Aber

sie ist drauf und dran. Den Vorrang der europäischen Richter nimmt der Bundesrat bereits hin. Strittig ist lediglich noch das Ausmass der Sanktionen.

Die Unterhändler reden es schön, aber was sich anbahnt, ist die Preisgabe der Schweiz. Sie soll sich der EU rechtlich unterordnen. Der Grundsatz, dass wir selber über unser Recht bestimmen, wäre weg.

Das ist die brandgefährliche Linie der Regierung. Und die Euro-Anbinder haben im Bundesrat die Mehrheit: Leuthard, Burkhalter und die beiden SPler gegen Schneider-Ammann und die beiden SVP-Vertreter. Vier gegen drei.

Wie sieht es im Parlament aus? Ich habe eben einen Vorstoss eingereicht, der solche institutionellen Bindungen verbieten will. Die Schweiz soll keine Verträge abschliessen dürfen, die uns fremdes Recht und fremde Richter aufzwingen.

Obwohl alle Mitteparteien beteuern, auch sie seien, «natürlich», gegen solche Abkommen, haben sie meinen Vorstoss, «natürlich», grossmehrheitlich abgelehnt.

Im Zweifelsfall gegen die Schweiz: Auch FDP und CVP scheinen, mit löblichen Ausnahmen, für die institutionelle Zwangsheirat zu sein.

Das müssen wir verhindern. Der Schweiz geht es besser, nur weil sie nicht in der EU ist, weil die Bürger massgeschneidert entscheiden. Oft gegen den Willen der Politiker, die, nachvollziehbar, lieber selber mehr zu sagen hätten.

Es wird ein schwieriger, aber nicht aussichtsloser Kampf. Die Verfechter der Schweiz-Einrahmung spielen ihre Pläne herunter. Viele sind unehrlich und verheimlichen die Absicht.

Es ist anders als beim EWR. Damals legte der Bundesrat die Karten auf den Tisch. Er gab zu, dass der EU-Beitritt für die Schweiz das Fernziel sei. Heute wird getäuscht und getrogen.

Die gute Nachricht kommt zum Schluss: Ich bleibe optimistisch. Es gibt in der EU kaum mehr einen, der noch für diese EU ist. Die letzten Euro-Enthusiasten verbunkern sich in Bundesbern. Die Zeit läuft gegen sie.

Grossbritannien weist den Weg: Premierministerin Theresa May will einen harten Ausstieg. Sie schickt, anders als der Bundesrat, keine EU-Turbos nach Brüssel zum Verhandeln. Sie nimmt, anders als der Bundesrat bei der Migration, den Volksentscheid der Leute ernst.

Was die Briten machen, hilft der Schweiz. May hielt in Davos eine grossartige Rede. Zentrale Botschaft: «Nur ein Land, das sein Schicksal selber kontrolliert, kann seine volle globale Rolle spielen.» Unabhängigkeit und Weltoffenheit sind keine Gegensätze.

Für May bedeutet nationale Selbstbestimmung nicht Rückzug, sondern Aufbruch in die Welt. Nur der Ungebundene ist wirklich frei.

Für unsere Leser klingt das vertraut: National und International gehören zusammen. Selbstbestimmung schafft Weltoffenheit. Das ist das bewährte Erfolgsmodell freiheitlicher Staaten. Für Grossbritannien. Und für die Schweiz.

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.

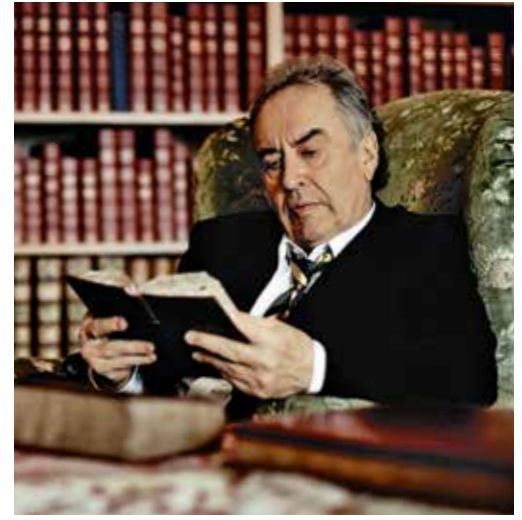




Fundamentale Sehnsucht: Masan Doam. Seite 32



Stürmische Zeiten für Klimaforscher: Seite 42



«Für mich ist die Jagd das Schönste. Sie ist das, was süchtig macht.»

Heribert Tenschert: Seite 56

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar  
Lust am Umverteilen
- 9 Im Auge Mark Zuckerberg
- 10 Gesellschaft Ergreift das Büsi
- 10 Politik  
Verwehrte Einbürgerungspraxis
- 11 Frankreich Linker Exit
- 11 Fakten sind Trumpf Stellenstopp
- 12 Personenkontrolle Schwab, May, Müller, Heer, Volontè, Casares etc.
- 13 Nachrufe  
Daniel Vischer; Samuel Widmer
- 22 Mörgeli Tatsache Lügenpresse
- 22 Bodenmann  
Trump greift Modell Schweiz an
- 23 Medien Das Führer-Prinzip
- 23 Die Deutschen Mensch Polizist

## Inland

- 18 **Didier Burkhalter**  
Aussenministers fehlende Coolness
- 19 Umfrage Von England lernen
- 24 **Schweizermacher 3.0**  
Mehr Einbürgerungen sind unnötig
- 26 Politik Unerfüllbare Zumutung
- 28 Sommarugas rote Garde  
Linkes Staatssekretariat für Migration
- 29 Justiz «Mangel an Sozialkompetenz»
- 30 **Eveline Widmer-Schlumpf**  
Ihr Geschäftsmodell bleibt der Verrat
- 31 Schweiz–Palästina  
Schweigen zu hohen Löhnen
- 34 «Migranten diskriminieren»  
Starökonom Branko Milanovic

- 35 Schizophrenes Land  
Mathias Binswanger über die Schweiz
- 40 Das Paradox der Freiheit  
Edith Schippers über Einwanderung

## Ausland

- 14 **Theresa May**  
Vorbild für die Schweiz
- 16 EU Brexit-Vordenker Daniel Hannan
- 36 Einzug des neuen Sheriffs  
Donald Trumps Paukenschlag
- 37 First Lady Melania verdient Respekt
- 38 Obamas langer Schatten  
Die Bilanz des Ex-Präsidenten
- 39 Protest Madonnas Auftritt
- 41 Das Schweigen des Westens  
Das Ausmass der Christenverfolgung
- 45 Italien Das beste Fernsehen der Welt
- 46 **Rodrigo «Rody» Duterte**  
Philippinische Kultur des Tötens

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 20 Globalisierung Guter und schlechter Protektionismus
- 42 Messer im Rücken Klimaforscherin  
Judith Curry gibt ihren Lehrstuhl auf
- 44 Der Cowboy, der nie ins Bild reitet  
Investor John C. Malone

## Kultur & Gesellschaft

- 32 Zen in der Zentralschweiz  
Besuch bei Zen-Mönch Masan Doam
- 54 **Martin Suter**  
Zaubertrick der doppelten Moral
- 61 Himmelfahrt eines Normalos  
Komiker Claudio Zuccolini

## Interview

- 56 «Es braucht einen gewissen Machiavellismus» Besuch bei Antiquar Heribert Tenschert

## Rubriken

- 52 Ikone der Woche  
«Women's March»
- 54 Die Bibel Ungleichheit
- 60 Jazz Steve Kuhn
- 60 Knorr  
«La La Land» und «Hacksaw Ridge»
- 61 Fernsehkritik Wir Rassisten
- 62 Thiel Prüfung
- 62 Namen  
Ein Mann bleibt nicht lange allein
- 62 Fast verliebt Goldener Schnitz
- 63 Unten durch Leben als Mann
- 64 Wein Vinfox 2017
- 65 Auto  
Opel Mokka X Excellence 4x4
- 66 Darf man das? / Leserbrief



**JUNGFRAU**  
TOP OF EUROPE



# HOTEL BUCHEN – SKIPASS GESCHENKT. DIE GANZE SAISON.

Grindelwald • Wengen

**Buchung:**

+41 33 521 43 43, [jungfrau.ch/skipass-geschenkt](https://jungfrau.ch/skipass-geschenkt)

# Die unbequeme Stimme der Vernunft.

Die *Weltwoche* hat sich immer leidenschaftlich für die Schweiz eingesetzt. Dieses Engagement steht hinter dem kritischen, fundierten Qualitätsjournalismus dieser Zeitung. Sie deckt Missstände auf, damit diese behoben werden – ungeachtet von Parteien und Personen. Die *Weltwoche* bemüht sich, eine unbequeme Stimme der Vernunft zu sein. Überzeugen Sie sich selbst.



**Jetzt bestellen!**

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)  
Telefon 043 444 57 01

Probeabo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.–





# Lust am Umverteilen

Von Beat Gygi — Die Schweiz ist Weltspitze bei den Sozialausgaben. Dabei steht man erst am Anfang einer steilen Entwicklung.



Privat bezahlt, aber staatlich befohlen.

Wohlstand und sozialpolitische Umverteilung gehen Hand in Hand. Es ist nicht so, dass die offizielle Bedürftigkeit mit zunehmendem Einkommensniveau der Gesellschaft abnimmt. Die Schweizer sind im Durchschnitt die reichsten Leute der Welt, und sie geben pro Kopf auch am meisten für Sozialleistungen aus. Ein kürzlich veröffentlichter Vergleich der Sozialausgaben in Europa zeigt, dass die Schweiz eigentlich das sozialste Land der Welt ist, pro Einwohner werden die höchsten Sozialleistungen gezahlt, etwas mehr als in Deutschland und Frankreich und deutlich mehr als in Grossbritannien und Italien. Der Einwand, dass die Schweiz ja auch am teuersten sei, zieht nicht, denn die verglichenen Beträge sind korrigiert um ihre Kaufkraft; die Schweizer Sozialleistungsempfänger können also mit ihren Bezügen mehr kaufen als alle anderen Kollegen.

## Verdoppelung seit 1990

Die Bundesverwaltung weist beschwichtigend darauf hin, dass die Sozialausgaben in der Schweiz rund 25 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) ausmachen – das sind gut 160 Milliarden Franken pro Jahr – und dass diese Quote etwas unter jenen der anderen reichen europäischen Länder liege, auch dank dem Umstand, dass in der Schweiz das BIP pro Kopf

– gegen 80 000 Franken – besonders hoch sei. Angefügt wird der Hinweis, die Ausgaben für soziale Sicherheit würden in der Schweiz stärker als anderswo durch Arbeitgeber und Versicherte finanziert, die Staatskasse werde hierzulande also weniger in Anspruch genommen als in den Vergleichsländern. All dies ändert aber nichts daran, dass sich die Schweizer Politik die höchsten Sozialkosten leistet. Die Krankenkassenprämien werden zwar privat bezahlt, sind aber staatlich befohlen. Bei der Pensionskasse ist es ähnlich, in der zweiten Säule geht es um hoheitlich angeordnetes Zwangssparen.

Beunruhigend ist aber vor allem, dass das Wachstum des sozialen Sektors beschleunigt weitergeht. Seit 1990 haben sich die Ausgaben für soziale Wohlfahrt etwa verdoppelt. Und die für die Zukunft erwarteten Steigerungen der Gesundheitsausgaben, der Ergänzungsleistungen zur AHV und der Asylkosten, zum Teil auch der Sozialhilfe, machen vielen Finanzverantwortlichen in Gemeinden und Kantonen Angst, zumal man weiss, dass der Aufwand für die Pflege im Alter ebenfalls immer mehr öffentliche Mittel benötigen wird.

Es sind aber nicht nur die in Geld gemessenen Kosten, die das Sozialwesen belasten, sondern auch dessen Kompliziertheit sowie die Lust der Behörden, auf diesem Gebiet eine Feinsteuerung zu betreiben. Dieser Tage hat Alain Bersets Departement des Innern gemeldet, dass das Impulsprogramm für familienergänzende Kinderbetreuung auf derart viel Zuspruch stosse, dass der für die Periode 2015 bis Anfang 2019 zur Verfügung gestellte Kredit von 120 Millionen Franken wahrscheinlich nicht bis zum Schluss reichen werde. Bisher wurde das Geld nach dem Prinzip «Wer zuerst kommt, erhält zuerst» verteilt. Am 1. Februar 2017 trete nun aber eine Prioritätenordnung, also eine Rationierung, in Kraft, die jene Kantone bevorzugen werde, die bisher weniger bezogen hätten.

Bis zu diesem Datum läuft die Vergabe der Finanzhilfen noch nach dem alten Muster. Diese Meldung ist für Kindertagesstätten etwas Ähnliches wie die Ankündigung einer Preiserhöhung im Geschäftsleben: Schlagartig gibt das einen Bestellungsschub. Noch mehr zu denken gibt allerdings, dass der Bund ein dichtes Netz von Geldzuwendungen unterhält, das bis auf die Gemeindeebene reicht und so viele Vereine, Tagesstätten oder Kindergärten umfasst, dass deren Auflistung etwa achtzig Seiten lang ist.

# Fremde Blicke



Mark Zuckerberg, Reisender.

Heisst der nächste Präsident der USA Mark Elliot Zuckerberg? Macht der mittlerweile 32 Jahre alte Wunderknabe Amerika zu Facebook oder Facebook zu Amerika und kandidiert 2020, eventuell 2024 für das Präsidentenamt als Nachfolger des Mannes, der via Twitter regiert? Solche Absichten lassen sich immer wieder aus seinem persönlichen Facebook herauslesen.

Unlängst verkündete er, er werde in diesem Jahr sämtliche fünfzig US-Bundesstaaten leibhaftig besuchen, um dem Volk den Puls zu fühlen. «Denn wir befinden uns an einem kritischen Punkt.» Er will von seiner Kennenlern-Tour ein Fotoalbum einrichten, und vielleicht entsteht daraus eine moderne Variante des fiebrigen *coast-to-coast*-Romans «On the Road», den Jack Kerouac 1951 in drei Wochen auf eine vierzig Meter lange Papierschlange hämmerte (worauf das Manuskript sechs Jahre liegenblieb). Oder von Robert Franks legendärem Fotobuch «The Americans». Oder Zuckerberg widerfährt ein Erweckungserlebnis wie einst dem jungen argentinischen Arzt Che Guevara auf seiner Motorradreise durch das Elend Südamerikas. Immerhin stellen Mark und seine Frau Priscilla bereits drei Milliarden Dollar (sein Vermögen wird auf 57 Milliarden geschätzt) zur Ausrottung der schlimmsten Krankheiten der Erde zur Verfügung.

Zuerst konzentriert sich die Aufmerksamkeit der Zuckerbergs und ihrer Anwälte auf den fünfzigsten und jüngsten (seit 1959) Bundesstaat, Hawaii. Sie haben 2014 auf der Insel Kauai ein Stück wilde Natur von 280 Hektaren mit Strandvilla für hundert Millionen Dollar erworben. Doch ein kompliziertes Boden- und Erbesetz garantiert eingesessenen einheimischen Familien weiterhin den Zugang. Über Generationen hinweg zerstückelten sich Parzellen, entsprechend wuchs die Zahl der Leute mit Wegrecht auf den Trampelpfaden. Diese Situation kann allerdings durch Enteignungsklagen und Zwangsversteigerung an den Meistbietenden ausgehebelt werden. Letztes Jahr schon liessen die Zuckerbergs eine Mauer bauen zum Schutz vor fremden Blicken. *Peter Hartmann*

## Ergreift das Büsi

Von Wolfgang Koydl — Sollen Katzen besteuert werden? Sie werden es zu verhindern wissen.

Sie sind vorbildliche Mitglieder der Gesellschaft: Sie sind treu und ein bisschen doof. Sie zahlen Steuern, und selbstlos rackern sie sich ab – bei Polizei und Drogenfahndung, bei Rettungsdiensten und nicht zuletzt im sozialen Bereich. Keinen Dank erwarten sie ausser einem Tätscheln auf den Kopf und vielleicht einem kleinen Stückchen Rindsleber.

Ja, der Hund führt ein Hundeleben, ausgebeutet, geringgeschätzt und diskriminiert – so wie sein Herrchen, der weisse Mann in einer gendergerechten Multikultiwelt.

Ihr wahrer Herrscher jedoch ist die Katze: Sie ist durchtrieben, selbstsüchtig, mörderisch. Sie tötet alles, was kleiner ist als sie, weshalb es gut ist, dass sie eine bestimmte Grösse nicht überschreitet. Sehen wir es doch, wie es ist: Ein grosser Hund ist höchstens eine Dogge. Eine grosse Katze ist ein Tiger.

### Spiegelfechtere

Sogar das Internet haben sie übernommen. Keine russischen Hacker, keine Fake News, keine trumpschen Tweets überschwemmen



Rotkehlchenkiller von morgen.

die sozialen Netze, sondern Katzensvideos. Doch auch im niedrigsten Kätzchen schlummert der Rotkehlchenkiller von morgen.

In Deutschland wird zurzeit diskutiert, ob man Katzen gleich wie Hunde besteuern sollte. Reine Spiegelfechtere! Die Miezennmehreheiten sind ähnlich zementiert wie Angela Merkels nächster Griff auf das Kanzleramt: In Deutschland – und in der Schweiz – gibt es mehr als doppelt so viele Katzen wie Hunde. Letztere sind, das Englische bringt es auf den Punkt, wortwörtlich Underdogs.

Nicht einmal auf den neuerdings mächtigsten Englischsprachigen der Welt ist hier Verlass: Als sich Donald Trump die *pussies* greifen wollte, fuhren deren Verfechter gnadenlos die scharfen Krallen aus.

## Verwahrloste Einbürgerungspraxis

Von Christoph Mörgeli — Laut Bund sind 48,1 Prozent unserer Arbeitslosen Ausländer. Solche Zahlen sollen jetzt verschwinden. Dank erleichterter Einbürgerung der dritten Generation

Nicht genug können es die Befürworter der aktuellen Einbürgerungsvorlage wiederholen: Die Neuerungen änderten am bisherigen Verfahren fast nichts. In Wahrheit geht es selbstverständlich um einen hochpolitischen Entscheid mit einschneidenden Auswirkungen. Bundesrat, Parlament und Verwaltung haben die Nase voll von den belegten wie von den gefühlten Ausländerproblemen. Die Problemstatistiken sprechen eine klare Sprache – bei Arbeitslosigkeit, Sozialausgaben, Kriminalität, Bildung und Gesundheit.

Die verheerende Vermischung von Zuwanderungs- und Flüchtlingspolitik hat dazu geführt, dass die abgewiesenen, aber dennoch vorläufig aufgenommenen Asylbewerber beziehungsweise deren Nachkommen früher oder später Schweizer Bürger werden. Die meisten von ihnen haben auf dem Arbeitsmarkt nicht die geringste Chance. Dies bewirkt in einem Land, das die Zuwanderung weitgehend aus der Hand gegeben hat, auf die Dauer einen wirtschaftlichen Krebsgang. Ökonomen haben errechnet, dass der durchschnittliche Zuwanderer in die vergleichbaren Niederlande den Staat mehr kostet, als er ihm bringt. Damit ist nicht weniger als das über Generationen aufgebaute Volkswmögen gefährdet.

### Bürgerrechtsverschleuderer

Solche Tatsachen empfinden die Politiker als unangenehm. Ohnehin meistens bequem veranlagt, kommen sie auf die nächstliegende Idee: Sie bürgern die Ausländerprobleme einfach ein. Dabei sind die Bürgerrechtsverschleuderer schon heute sportlich unterwegs: Fand in den letzten zehn Jahren eine Nettoeinwanderung von 750 000 Personen in die Schweiz statt, wurden gleichzeitig 410 000 Personen eingebürgert. Die Behauptung, unser Land bürgere restriktiv ein, ist unhaltbar. Die erneute Erleichterung der Einbürgerung soll die Kantone und die Gemeinden entmachten, fortan wäre der ferne Bund zuständig. Damit fiele jeder Behördenkontakt zu den Einbürgerungswilligen mit persönlicher Vorstellung dahin, der noch eine gewisse Hürde darstellt und es ermöglicht, dass ungeeignete, nicht integrierte Kandidierende namentlich aus uns fernstehenden Kulturen erkannt und vom Verfahren ausgeschlossen werden. Neu vorgesehen ist ein Einbürgerungsverfahren, das lediglich auf dem Korrespondenzweg abläuft.

Wie leichtfertig mittlerweile eingebürgert wird, belegt eine von den Befürwortern eifrig zitierte Nationalfonds-Studie. Sie besagt, dass sich Eingebürgerte besser integrieren würden als hier niedergelassene Ausländer. Bereits der Forschungsansatz zeugt von der hiesigen verwahrlosten Einbürgerungspraxis: Längst ist die Erteilung des Bürgerrechts nicht mehr Abschluss einer erfolgreichen Integration, sondern sie steht am Anfang der Integration. Wenn die Forscher heute aufzeigen, dass die Einbürgerung eine Integrationsmassnahme sei, dürfen sie damit kaum auf ein breites Verständnis der Schweizer stossen.

### Fortsetzung der Migrationspolitik

Vorbehaltlos unterstützt wird die Einbürgerungsvorlage vom 12. Februar von den Linken. Für die SP bedeutet dies die konsequente Fortsetzung ihrer schrankenlosen Migrationspolitik: «Sofortiger Familiennachzug, bedingungslos und unabhängig von der Aufenthaltsbewilligung des Ehegatten, auch für ihre Kinder bis zum 21. Altersjahr und für die eigenen Eltern und die Eltern des Ehegatten.» Jede staatliche Regelung der Zuwanderung ist den Sozialdemokraten zuwider. «Es muss kurz- und mittelfristig eine Migrationspolitik betrieben werden, welche die Zulassung von Personen aus Nicht-EU-Ländern an Kriterien bindet, die nur die Betriebe betreffen.» Dies entspricht exakt den Anfangsversen des bekannten Kirchenlieds: «Macht hoch die Tür, die Tor' macht weit.»

Die Linken erreichen mit ihrem Drängen auf eine leichtere Einbürgerung gleich zweierlei: Sie verbannen die Problemausländer aus den unangenehmen Statistiken. Und sie dürfen hoffen, dass der wachsende Teil der staatsabhängigen Drittgenerationsangehörigen diszipliniert SP und Grüne wählt. Die bürgerliche Mitte merkt nichts und wirft föderalistische Bedenken über Bord. 2004 ist die erleichterte Einbürgerung der dritten Generationen noch mit 51,6 Prozent Nein-Stimmen gescheitert. Gut möglich, dass die seitherigen Masseneinbürgerungen nun dieses Ergebnis umkehren. Ebenso denkbar ist aber, dass die jüngeren terroristischen Ereignisse die Skepsis seit damals noch verstärkt haben.

Mehr zum Thema: Seite 24



# Linker Exit

Von Jürg Altwegg — Nach ihm die Sintflut: Präsident Hollande allein bei Allende am Grab, und zu Hause inszenieren Frankreichs Sozialisten ihre Selbstaflösung.

Es war François Mitterrands historisches Verdienst, die Kommunisten in Frankreich ein Jahrzehnt vor dem Fall der Berliner Mauer in die politische Bedeutungslosigkeit verdrängt zu haben. Wird sein erster – und wohl für lange einziger – linker Nachfolger als Präsident der Fünften Republik zum Totengräber der eigenen Sozialistischen Partei?

Noch sehr viel schneller als Mitterrand, der sich im Elysée zwei Jahre lang als Marxist gebärdet hatte, rückte Hollande als Präsident von seinen Idealen und Versprechungen ab. Benoît Hamon, Arnaud Montebourg und Vincent Peillon waren seine Minister und verliessen als *frondeurs*, Rebellen, die Regierung. Bei der Vorwahl der Sozialisten trafen sie auf Manuel Valls, der für die *primaires* sein Amt als Premierminister aufgegeben hatte. Statt in der Staatslimousine mit Chauffeur fuhr er mit der Bahn zweiter Klasse zu seinen Meetings. Zu seinen originelleren Vorschlägen gehört die steuerliche Befreiung der Überstunden. Sie war von Sarkozy eingeführt und von Hollande wieder abgeschafft worden.

Immerhin schaffte es Valls in die Stichwahl vom kommenden Wochenende. Doch der Rückstand auf Benoît Hamon, der 36 Prozent erreichte, ist beträchtlich. Zudem kann Hamon auf die Unterstützung des drittplatzierten Arnaud Montebourg zählen. Sein Programm: die Einführung eines garantierten Mindesteinkommens, das so viel kosten würde wie der laufende Staatshaushalt – Defizit inklusive. Dazu will er eine radikale Energiewende. Zwischen dem Utopisten und dem Realisten Valls wird der zweite Wahlgang entscheiden. Letztlich geht es lediglich um den Parteivorsitz, bei der Präsidentschaftswahl wird keiner den Einzug in die Stichwahl schaffen. Nach der Niederlage ihres Kandidaten am nächsten Sonntag werden sich die Wähler von Hamon dem linksextremen Jean-Luc Mélenchon (Front de gauche) zuwenden. Und näher als Hamon steht den Anhängern von Valls in jedem Fall Emmanuel Macron.

Der Mann, der seine Teilnahme verweigert hat, ist der Sieger dieser Vorwahl, bei der die Sozialisten sogar bezüglich der Beteiligung mauschelten, um ihr Debakel zu kaschieren. Auch Macron, der Wirtschaftsminister war, hatte die Regierung verlassen. Um ohne die Altlasten der Partei, der er nie angehört hat, Präsident zu werden. Er ist der Einzige, den François Fillon als Gegner fürchtet. Macron könnte es gelingen, das linke Lager bis leicht über die Mitte hinaus nach rechts neu zu ord-



Am anderen Ende: Präsident Hollande in Chile.

nen. Tritt die Linke indes mit Mélenchon, Valls/Hamon und Macron an, kommt es zur Stichwahl zwischen Fillon und Marine Le Pen.

Nach ihnen die Sintflut: Dem genialen und skrupellosen Taktiker Mitterrand war es vierzehn Jahre lang gelungen, die ideologischen Rückzugsechte gegen den Widerstand der Partei zu führen und die gegensätzlichen Kräfte in den Griff zu bekommen. Er setzte dabei auf das Aufkommen des Front national, den er zur Schwächung der bürgerlichen Rechten förderte. Hollande scheiterte am Widerstand seiner internen Gegner und am Schluss daran, dass ihm seine Günstlinge – wie Valls – die Gefolgschaft verweigerten. Demonstrativ wendet er sich von seiner Partei ab.

Die erste TV-Debatte wollte er sich allenfalls als Aufzeichnung ansehen. Bei der zweiten ging er ins Theater. Der Wahl des Nachfolgers entzog er sich durch die Flucht ans andere Ende der Welt: Hollande flog zur Schriftstellerin Isabel Allende nach Chile. Er besuchte den Regierungssitz La Moneda, wo Salvador Allende beim Putsch von General Pinochet tot aufgefunden wurde – auch er ein gescheiterter sozialistischer Präsident, der aus dem Weg geschafft werden musste. Auf dem Programm der politischen Pilgerfahrt stand ebenfalls der Besuch von Allendes Haus und Grab, an dem Hollande Trost für sein eigenes Schicksal tanken konnte.

# Stellenstopp

US-Präsident Donald Trump löst Wahlversprechen ein. Seine ersten Amtshandlungen.

Die Medien überbieten sich mit schrillen Kommentaren über Donald Trump. Jenseits von Jubel und Verdammung dokumentiert *Die Weltwoche* ab sofort an dieser Stelle, was der neue US-Präsident tatsächlich getan oder relevanterweise gesagt hat. An seinen ersten beiden Arbeitstagen unterzeichnete er folgende Dekrete:

**1 — Einstellungsstopp für die Bundesbehörden:** Damit will Trump die Staatsschulden verringern und den Umfang des aufgeblähten Verwaltungsapparates reduzieren. Der Stopp soll nicht für die Streitkräfte gelten.

**2 — Aufkündigung des Transpazifischen Handelsabkommens TPP:** Es galt als Kronjuwel der Handelspolitik von Barack Obama und als Schablone für das transatlantische TTIP-Abkommen. Trump konnte den Vertrag deshalb sang- und klanglos entsorgen, weil er vom US-Kongress noch nicht ratifiziert wurde.

**3 — Dekret gegen Obamacare:** Die erste Breitseite gegen die Gesundheitsreform des Vorgängers. Das Gesundheitsministerium und andere betroffene Bundesbehörden werden angewiesen, alle Teile des Gesetzes zu behindern, die den Bundesstaaten, Versicherten und Krankenversicherungen finanzielle Lasten aufbürden.

**4 — Werbeverbot für Abtreibungen:** Die sogenannte Mexico City Policy verbietet es ausländischen Organisationen, die Familienplanung betreiben, Werbung für Abtreibung zu machen, wenn sie ganz oder teilweise mit amerikanischen Steuergeldern finanziert werden.

**5 — Grünes Licht für die Pipelines Keystone XL und Dakota Access:** Barack Obama hatte den Bau nach Protesten von Ureinwohnern und Umweltschützern 2015 gestoppt. Über die Pipelines soll kanadisches Rohöl in US-Raffinerien am Golf von Mexiko gepumpt werden.

**6 — Ankündigung:** Vor Vertretern amerikanischer Technologie- und Industrieunternehmen sagte Trump, er werde die Regulierung «um 75 Prozent» verringern. Ausserdem solle die höchste Unternehmenssteuerrate von 35 Prozent auf 15 Prozent sinken. Geplant seien auch «massive» Entlastungen für den Mittelstand.

Zusammengestellt von Wolfgang Koydl

### Schwab, May, Müller, Heer, Volontè, Casares, Branson, Xi, Naef, Fluri, Sutter

**Klaus Schwab**, Brexit-Versteher: Es war ein grossartiger Auftritt von Grossbritanniens Premierministerin **Theresa May** am Weltwirtschaftsforum von Davos. Als kongenial allerdings erwies sich auch die Einführung von WEF-Gründer und Gastgeber Schwab. Während an seinem Forum die Teilnehmer meist erschreckt bis panisch über den Brexit und dessen Ursachen rätselten, fand der Chef den richtigen Ton. Er sei vor dem Zweiten Weltkrieg geboren worden und Europa sei für ihn immer «ein grosser Traum» gewesen. Aber er, Schwab, sei auch ein Demokrat und akzeptiere den Willen des britischen Volks. Melancholie schwang mit, aber Schwabs ehrlicher Auftritt hatte Grösse. (rk)

**Jan-Werner Müller**, Scharfrichter: Der deutsche Politologe, Uni Princeton, gilt neuerdings als globaler Experte für Fragen des Populismus. Am WEF fiel der dandyhaft Gekleidete vor allem durch seine erstaunlich scharfen Thesen auf. Ungarn und Polen nennt er, weil ihm die Regierungen dort nicht gefallen, *rogue states*, wie Liberia oder Somalia, Schurkenstaaten. Die EU müsse einschreiten gegen die dortigen – übrigens demokratisch legal gewählten – Regierungen. Es gebe aber auch «gute Populisten». Prof. Müller ortet sie, wen wundert's, auf der linken Seite bei den sozialistischen Protestparteien Podemos und Syriza. (rk)

Das Büro des Europarats will die Korruptionsvorwürfe gegen Mitglieder seiner Parlamentarischen Versammlung untersuchen lassen. Allenfalls werde auch die Greco eingeschaltet, die Staatengruppe gegen Korruption. Dies sagt Nationalrat **Alfred Heer** (SVP), Vorsitzender der Schweizer Delegation in Strassburg, auf Anfrage der *Weltwoche*. Wie in diesen Spalten vermeldet, besteht der begründete Verdacht, dass eine Abstimmung in der Parlamentarischen Versammlung des Europarats über politische Gefangene in Aserbaidshan gekauft war. Gegen den ehemaligen Abgeordneten **Luca Volontè** ermittelt die Mailänder Staatsanwaltschaft. Auch andere, noch aktive Europaratsparlamentarier sind in den Fall verwickelt. Die jüngste Wende ist ein Erfolg für die Schweiz. Deren Delegation hatte in einem von Heer unterzeichneten Brief an das Parlamentsbüro die Untersuchung der Vorwürfe verlangt. Die Parlamentarische Versammlung des Europarats könne nicht untätig bleiben, bis Volontè allenfalls verurteilt sei. Sie müsse selbst Licht in die Affäre bringen, heisst es im Schreiben. Die Glaubwürdigkeit des Europarats, der die Mitgliedstaaten selbst auf Korruption prüfe,



*Spätfolgen:* FDP-Nationalrat Fluri.



*Imponierend ehrlich:* WEF-Gründer Schwab.

stehe auf dem Spiel. Zudem verlangt die Schweizer Delegation, dass Regeln erlassen werden, um solche Vorfälle in Zukunft zu verhindern. (gut)

Der Unternehmer **Wences Casares** aus dem Silicon Valley hat einen Meilenstein in der Digitalisierung des Schweizer Finanzplatzes (Fintech) gelegt. Das von ihm gegründete Start-up Xapo hat von der Finanzmarktaufsicht (Finma) unter **Mark Branson** eine Betriebsbewilligung erhalten – unter Vorbehalt des Anschlusses an eine Selbstregulierungsorganisation. Xapo ermöglicht es Kunden, Bitcoin und andere Internetwährungen sicher in einem ehemaligen Armeebunker im Gotthardmassiv zu verwahren. Gegenüber der *Weltwoche* zeigt sich Casares zuversichtlich, dass Xapo einen wesentlichen Beitrag zur digitalen Erweiterung des weltweit berühmten Schweizer Finanzplatzes leisten wird. «Alle Kunden von ausserhalb der USA werden aus der Schweiz heraus betreut werden.» Branchenkenner sehen in der Konsolidierung von Xapo einen massgeblichen Erfolg der Schweiz in der Anwerbung und Bindung innovativer Fintech-Unternehmen. (fsc)

Der Besuch des chinesischen Staatsschefs **Xi Jinping** in Bern erregt einzelne Gemüter noch immer. Zu ihnen zählt der Zürcher SP-Nationalrat **Martin Naef**. Er sei zwar kein Freund allzu pauschaler Kritik an Polizeitaktik, schickt er in seinem Pressedienstartikel voraus. Doch dann schickt Naef hintendrein: Beim Vorgehen der Berner Polizei gegen tibetische Demonstranten müsse man sich «schon fragen, ob wir den chinesischen Gästen demonstrieren wollten, dass unsere Sicherheitskräfte noch rücksichtsloser sein können als ihre eigenen». Wenn man be-



*Erfolg der Schweiz:* Unternehmer Casares.



*Polizeischelte:* SP-Nationalrat Naef.

denkt, dass China mitunter Panzer gegen Demonstranten auffahren lässt, so erachten wir Naefs Kritik an der Berner Polizei nicht nur als pauschal, sondern als radikal. Im Übrigen vergass Nationalrat Naef, in seiner überzogenen Polizeischelte zu erwähnen, dass er seit 2012 die Parlamentarische Gruppe Tibet präsidiert. (rz)

**Kurt Fluri**, Demokrat: Im Parlament kämpfte der FDP-Nationalrat wie ein Löwe, dass die Masseneinwanderungsinitiative nicht umgesetzt wird. Mit Folgen: Im Dezember segneten National- und Ständerat eine Pseudoumsetzung namens «Inländervorrang light» ab, die keine einzige Forderung des Volksbeschlusses beachtet. Der Erfolg scheint Verwirrung hinterlassen zu haben, platzierte Fluri doch letzte Woche in der «Arena» von SRF einen Satz an die Adresse der SVP: «Das Volk hat eure Masseneinwanderungsinitiative ganz klar abgelehnt.» Richtig ist, dass die Initiative am 9. Februar 2014 mit 50,3 Prozent Ja angenommen worden ist. (are)

**Joos Sutter**, Schweizer: Der Coop-Chef lässt den Slogan «Für mehr Swissness» auf Inserate drucken. Zweifel allerdings kommen auf, wenn man den neuesten Newsletter von Coop@home liest. «Schlemmen auf Schweizer Almen», heisst es da. «Auch in unseren Schweizer Almhütten locken uns herrliche Speisen. Ein Raclette mit verschiedenen Saucen schmeckt nach purer Gemütlichkeit.» Dieser Werbetext schmeckt nach purem Deutschland. Gibt es in der Coop-Zentrale in Basel niemanden mehr, der den Verfasser hätte darauf aufmerksam machen können, dass es in der Schweiz nur Alphütten gibt und dass ein Raclette gewöhnlich ohne Saucen serviert wird – pardon! – ohne Soßen. (fsc)



## Nachrufe



*Immer in Bewegung:* Politiker Vischer.

**Daniel Vischer (1950–2017)** — Als Präsident der Rechtskommission des Nationalrates stellte Dani Vischer mal die Frage: «Wer hätte gedacht, dass es einmal Vertreter der Neuen Linken sein werden, die an vorderster Front den Rechtsstaat verteidigen?» Hinter diesem wie anderen Lernprozessen steckte der Wille und die Fähigkeit zum dauernden Hinterfragen. Deswegen schien Dani, mit dem ich von 2003 bis 2011 im Nationalrat sass, permanent in Bewegung – geistig und körperlich. Er hatte immer ein Buch bei sich, häufig hiess dessen Autor Niklas Luhmann. Vischers Stuhl war am Ende des Pultes direkt beim Gang, weil er kaum eine Viertelstunde ruhig sitzen konnte.

Dani war kein Urliberaler, trotzdem hat er mit seinen Aktionen und Vorstössen, Initiativen und Referenden, Reden und Artikeln mehr getan für die Liberalität als

die meisten Freisinnigen. Er war kein Urpazifist, trotzdem hat er entscheidend dazu beigetragen, dass heute keine Schweizer Soldaten in Kriege verwickelt sind. Obwohl ihm das Moralisieren ein Gräuel war, hat er seit seiner Baumbesetzung 1968 mehr zur Stärkung des ökologischen Gewissens beigetragen als viele Ökofreaks. Dani war einer der besten Parlamentsredner der letzten Jahrzehnte. Seine Stärke war das Kommunikative. Der von ihm abgelehnte Jürgen Habermas hätte seine Freude an ihm gehabt. Obwohl Dani marxistisch geschult war, zeigte er ein grosses Interesse für spirituelle Fragen. Als Vielfältiger wird uns Dani in Erinnerung bleiben. Oder wie man in Lateinamerika, dem Kontinent seines Jugendvorbildes Che Guevara, sagen würde: «Daniel presentel!». *Josef Lang*

**Samuel Widmer (1948–2017)** — Sein letztes Rundschreiben liest sich wie ein Vermächtnis: «Oft erst nach einem langen Prozess schält sich die Schönheit unseres Wesens heraus [...]», schrieb der Arzt und Psychiater Samuel Widmer im Januar kurz vor seinem Tod. Er führte mit seiner Ehefrau sowie mit einer «Lebenspartnerin» während Jahrzehnten im solothurnischen Lüsslingen den «Hof zur Kirschblüte». Die sektenartige Gemeinschaft mit rund 200 Anhängern und vor allem Anhängerinnen sorgte immer wieder für Aufsehen in der Öffentlichkeit, denn Samuel Widmer wagte es, an Tabus des menschlichen Zusammenlebens zu ritzen. So frönte er nicht nur der multiplen Partnerschaft mit Frauen. Er sah auch im Inzest einen Akt der Befreiung junger Mädchen, und er setzte in seinen Therapiesitzungen gerne auf die Bewusstseins-



*«Schönheit unseres Wesens»:* Samuel Widmer.

weiterung seiner Klienten mittels harter Drogen.

Damit provozierte Samuel Widmer die Behörden, die einen gesundheitsgefährdenden Missbrauch von Substanzen vermuteten. Wenig überraschend fiel es Samuel Widmer mit seiner unkonventionellen Lebensform stets schwer, in seiner weiteren Nachbarschaft Anerkennung zu finden. Er liess sich indes nicht beirren und hing mit Ernsthaftigkeit seinen Überzeugungen nach, selbst wenn aufgeklärte Zeitgenossen diese nicht nachvollziehen konnten. Denn Widmer war überzeugt, angeschlagenen Menschen Heilung zu bieten, die sie sonst nirgendwo fanden.

Der Arzt hinterlässt nach einem Herzinfarkt ein Arbeitsteam im Kirschblüten-Hof sowie eine Grossfamilie mit seinen beiden Frauen und elf Kindern.

*Rolf Hürzeler*

# Unter die Lupe genommen:

## Ihr Spezialist für digitale Telefonie und Internet.

Ob Selbstständig, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal, ob Sie Fragen zu bevorstehenden Abschaltung der analogen Telefonie, Internetversicherungen oder zum Betrieb Ihres Netzwerks haben – wir liefern die Antworten.

Sam Roche  
Account Manager

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.  
Sam Roche | Tel. 044 577 77 99 | [business.upc.ch](mailto:business.upc.ch)  
Corporate Network • Internet • Phone • TV



# Stählerne Lady

Von Wolfgang Koydl — Der Brexit trug sie anscheinend zufällig in die Downing Street, doch Theresa May plante ihren Aufstieg zur Premierministerin von langer Hand. Wer ihre Hartnäckigkeit unterschätzt, hat schon verloren. Das sollte auch die EU beherzigen. Das Unterhaus wird sie jedenfalls nicht stoppen.

Als Erstes flog das Sofa raus. Auf ihm hatte David Cameron mit Vorliebe seine Gäste platziert, die ihn in seinem Büro in der Downing Street aufsuchten. Der britische Ex-Premier liebte es informell, lässig und entspannt.

Theresa May ersetzte die Couch des Vorgängers durch einen Tisch und – wie Eingeweihte kolportieren – unbequeme, steifelnige Stühle. Sie fördern nach Überzeugung der Hausherrin die Konzentration und steigern die Geschwindigkeit, mit der gearbeitet wird. Denn um Arbeit geht es der Sechzigjährigen, und nicht um lockere Plauderei.

## «Sie ist wie eine Sphinx»

Seit sieben Monaten führt sie nun Britanniens Regierung, ins Amt gespült vom Brexit-Votum der Briten im vergangenen Juni. Doch erst jetzt ist sie aus einer selbstgewählten Isolation herausgetreten und hat in klaren Worten den Tarif durchgegeben, nach dem sie die wichtigste Aufgabe ihrer Amtszeit erledigen möchte: den Ausstieg des Vereinigten Königreichs aus der Europäischen Union. So schnell wie möglich, nach Möglichkeit weitgehend innerhalb der knappen Frist von zwei Jahren, die der Artikel 50 des Lissabonner Vertrages für diesen dramatischen und noch nie dagewesenen Prozess vorsieht. Binnenmarkt, Zollunion, Europäischer Gerichtshof – alles stellt sie zur Disposition. Die Welt reibt sich verwundert die Augen: Ist das noch dieselbe scheue Frau, die man zu kennen glaubte?

So lange hatte die Premierministerin geschwiegen, dass sie sogar seriöse Beobachter, wie etwa des renommierten Wochenblatts *The Economist*, verdächtigten, sie habe wahrscheinlich gar kein Konzept für den Austritt. Zweifel wurden laut, ob sie überhaupt das Zeug dazu habe, die wohl grösste Aufgabe der britischen Politik seit dem Zweiten Weltkrieg zu bewältigen. Ganz zu schweigen vom Berg anderer politischer Probleme, die dringend auf eine Lösung warten: Arbeitslosigkeit und De-Industrialisierung, Separatismus in Schottland, eine in Arm und Reich, Stadt und Land, Nord und Süd gesplante Gesellschaft.

«Brexit heisst Brexit», lautete ihre Dauerfloskel. Was sie konkret bedeuten könnte, überliess sie der Fantasie der anderen – seien es Londoner Bankenbosse, Brüsseler Eurokraten, die Bürger oder die Mitglieder ihrer eigenen Fraktion oder Regierung. Sogar die Queen soll sich über ihre Verschwiegenheit beklagt haben. Zu «Theresa Maybe», Theresa Viel-

leicht, verballhornten Medien ihren Namen: Zu zaudernd, zögerlich und zweifelnd sei sie für den Job.

Doch wer sie kannte – und das sind sehr wenige Personen aus ihrem persönlichen und politischen Umfeld –, der wusste, dass dies nur ihr typisches Verhalten war. Dies ist ihre Art, mit der sie alle Probleme angeht. «Sie ist wie eine Sphinx», berichtete ein konservativer Hinterbänkler im Unterhaus. «Sie gibt nichts preis, sie sitzt da und schweigt. Es ist eine gute Technik, wie sie auch Verhörspezialisten anwenden.» Sie plane, prüfe und probiere Dinge, bevor sie mit ihnen an die Öffentlichkeit gehe – so wie Karla, die undurchschaubare KGB-Spionin in den Romanen von John le Carré. Mit dieser Methode hatte sie sich auch rekordverdächtige sechs Jahre im Amt des Innenministers gehalten – ein Portfolio, das als Friedhof für hochfliegende politische Ambitionen gefürchtet ist.

Seinen Namen gab der redselige Abgeordnete nicht preis, zu gross ist sein Respekt vor seiner Führerin. Oder ist es gar Furcht? Denn mit ägyptischen Sphingen hat May eben auch gemein, dass sie alle vernichtet, die sich ihr in den Weg stellen oder ihre hohen Standards nicht erfüllen. «Sie hat einen recht eindrucksvollen Kern aus Stahl», erzählte ein anderer, ebenfalls um Anonymität bittender Parteifreund. «Jeder weiss: Mit ihr ist nicht gut Kirschen essen.» Ein Hinweis, den sich vielleicht auch das europäische Team der Brexit-Unterhändler zu Herzen nehmen sollte.

Wie rücksichtslos sie vorgehen kann, bewies sie an ihrem ersten Tag in der Downing Street. Ihre Kabinettsumbildung geriet zur blutigen Nacht der langen Messer. Selbst mächtige Minister wie der arrogante George Osborne oder der intrigante Michael Gove mussten über die Klinge springen. Dabei spielte es kei-

ne Rolle, ob sie ihr politisch nahestanden oder nicht. Osborne war gegen, Gove für den Brexit – beide teilten dasselbe Schicksal. Diese Skrupellosigkeit konnte freilich jene nicht überraschen, die wissen, dass sich Theresa May gerne mit Königin Elisabeth I. identifiziert – der machtbewusstesten und kaltblütigsten Monarchin Englands, die sogar ihre eigene Cousine Mary aufs Schafott schickte.

Doch May lässt es nicht mit politischer Enttarnung oder Degradierung bewenden: Sie geniesst es, ihre Minister coram publico zu demütigen. Eines ihrer liebsten Opfer ist Boris Johnson. Der führende Brexiteer und Ex-Bür-

## Kabinettsitzungen leitet May wie eine strenge Directrice eine Klasse unreifer Bengel.

germeister von London hatte sich einst selber Hoffnungen auf den Spitzenjob gemacht und wurde von May mit dem Aussenministerium abgespeist: viel Etikette, wenig Einfluss.

## Domina-Effekt

Nicht, dass er bisher viel Spass an seiner Aufgabe gefunden hätte. Schon im Kampf um Camerons Nachfolge verspottete sie sein Verhandlungstalent. Ein einziges Mal habe er mit den Deutschen verhandelt, und heimgekommen sei er mit «drei nicht mehr ganz neuen Wasserwerfern», höhnte sie. Als Aussenminister rügte er Saudi-Arabien – und wurde von der Chefin öffentlich gemassregelt. Ein andermal zeigte sie sich gespielt geschockt, dass er «ganze vier Tage lang keine Dummheiten» gemacht habe. Ihr privater Spitzname für den Aussenminister sei «FFS» – *Fine Foreign Secretary*. Es gebe allerdings auch andere Adjektive, die mit F begannen.

Kabinettsitzungen leitet May wie eine strenge Directrice eine Klasse unreifer Bengel. Über Weihnachten gab sie ihnen ein Buch mit früheren Sitzungsprotokollen als Ferienlektüre mit nach Hause. Smart Watches konfiszierte sie, weil sie gehackt und zu Mikrofonen umgepolt werden könnten. Minister, die sie verdächtigte, der Presse Interna zugespielt zu haben, mussten E-Mail- und Telefonaufzeichnungen abliefern.

Minister müssen schnell, pünktlich und komplett ihre Hausaufgaben, Pardon: Vorlagen abliefern. Denn May studiert die Papiere nicht erst am nächsten Tag, sondern auch



Bollinger-Kultur: Vorgänger Cameron.





*Klassische britische Werte:* Theresa May.

schon mal bis zwei Uhr nachts. Eine SMS mit einem Ruffel kann der zuständige Minister dann oft schon drei Stunden später, früh um fünf, gewärtigen. Das alles heisst freilich nicht, dass sich ihr manche männliche Kollegen nicht geradezu wollüstig unterwerfen würden: So wie die Eiserne Lady vor ihr beflügelt

auch die Lady aus Stahl sehr speziell britische sexuelle Fantasien. Nennen wir es den Domina-Effekt.

May ist nicht nur berüchtigt als Workaholic, sondern sie gilt auch als detail- und kontrollversessen. So klagen Beamte, dass sie oft mehr gelesen habe als sie selbst. «Deals» verabscheut

die penible Britin als irgendwie anrühlich. Dennoch ist sie die erste ausländische Regierungschefin, die der oberste *dealmaker* Donald Trump ins Weisse Haus eingeladen hat. Mal sehen, wie die beiden auskommen werden. «Sie ist sehr verschlossen, sehr kontrollierend, sehr misstrauisch», berichtete der bereits zitierte Tory-Abgeordnete. Sie sehe hinter jeder Ecke eine Verschwörung und schlage oft präemptiv zu. Drastisch und unübersetzbar fügte er hinzu: «Just a pain in the arse.»

Unterstützt wird May von einem kleinen Team enger und eingeschworener Mitarbeiter, die schon seit Jahren für sie tätig sind und die den Zugang zu ihr strikt kontrollieren. Zu ihnen gehört Gavin Williamson, als sogenannter *chief whip* der Einpeitscher der konservativen Unterhausfraktion. Er lässt zur Einschüchterung von Abgeordneten im Gespräch gerne mal seine handtellergrösse Tarantel über den Tisch wandern. Kronos heisst das haarige Tierchen – nach dem Titanenführer aus der griechischen Mythologie, der seinen Vater Uranos mit einer Sichel entmannte, im Auftrag seiner Mutter. Mays Schonungslosigkeit, kombiniert mit ihrem Äusseren, erinnern manche in Westminster derweil an ein anderes Grusel-Insekt: Mit ihren langen Armen und Beinen und den staksigen Bewegungen wirke die grossgewachsene, hagere Frau wie eine Gottesanbeterin, die ihren Männchen nach erfolgreicher Begattung den Kopf abbeisst.

Dieser Blick hinter die Kulissen kontrastiert freilich mit dem öffentlichen Bild der Premierministerin als archetypischer Vertreterin der klassischen britischen *middle class*: blass, bescheiden, arbeitsam und vor allem ziemlich gefühlsarm. Persönliche Schicksalsschläge bleiben genau das: persönlich. Das gilt für den frühen Tod ihrer Eltern – ihr Vater starb bei einem Autounfall, als sie 25 war, ihre Mutter ein Jahr darauf an multipler Sklerose –, für ihre Kinderlosigkeit und für ihre Diabetes-Erkrankung. All das geht niemanden etwas an. Wichtig sei nur, dass sie «ihren Job macht». «Ich schätze mal, ich bin nicht besonders überschwänglich, wenn es darum geht, meine Geschichte zu erzählen», gestand sie vor Jahren in einem ihrer seltenen persönlichen Interviews.

### **Dünnhäutig wie Angela Merkel**

Tatsächlich könnte May ein Poster-Girl für klassische britische Werte abgeben: Sie bevorzugt Earl Grey Tea, liest Jane Austen und sieht James-Bond-Filme. Sie kocht gerne, kauft die Zutaten selbst im Waitrose-Supermarkt, wandert mit ihrem Mann (auch in der Schweiz) und geht sonntags in die Kirche. Sie flucht nicht und trinkt mit Vorliebe Saint Clement's – Orangensaft mit Limonade: Lichtjahre entfernt von der Bollinger-Kultur ihres Vorgängers Cameron. Ihre berühmte Kollektion

## «Mit der Schweiz will jeder tauschen»

**Daniel Hannan, konservativer britischer Europa-Parlamentarier und Brexit-Vordenker, sieht den Austrittsverhandlungen entspannt entgegen: Selbst ein Scheitern wäre nicht das Ende der Welt.**

Mr Hannan, die Premierministerin ist doch nicht Theresa May-Be, «Theresa Vielleicht», sondern sagt ihre Meinung ziemlich eindeutig. Sind Sie mit ihrer Rede zufrieden?

Sie hat genau den richtigen Ton getroffen. Sie hat den Märkten signalisiert, dass Britannien offen für Business, Freihandel und Deregulierung ist. Sie hat der EU signalisiert, dass wir ihr Erfolg wünschen. Wir wollen keine Katastrophe vor unserer Haustür. Wohlhabende Nachbarn sind gute Kunden. Und sie hat signalisiert, dass wir ein weltoffenes, aber unabhängiges Land sein werden, das nach seinen eigenen Gesetzen lebt.

**Wird May tatsächlich die Verhandlungen abbrechen, wenn sie nicht bekommt, was sie will?**

Stellen Sie sich vor, Sie kaufen ein Haus und sagen dem Verkäufer: «Ich habe kein Dach über dem Kopf. Jetzt lassen Sie uns über den Preis reden.» Das klingt absurd, aber das war die Lage, in der sich der arme Alexis Tsipras befand, als er um bessere Bedingungen bettelte, ohne einen Alternativplan für einen Austritt aus der Euro-Zone zu haben. Der beste Weg, unseren Deal zu bekommen, besteht darin, uns darauf vorzubereiten, dass wir ihn nicht bekommen. Das ist kein Bluff. Wenn es keinen Deal gibt, dann ist das unangenehm für beide Seiten. Aber es ist nicht das Ende der Welt.

**Wie kam die Rede bei der EU an?**

Ich habe nur herzliche Reaktionen erfahren – ausser von Guy Verhofstadt [dem Vorsitzenden der Liberalen im EU-Parlament, d. Red.]. Er ärgert sich vermutlich, weil Theresa May tat, was er immer verlangte. Er hat ständig gesagt: «Ihr könnt nicht halb drinnen, halb draussen sein, ihr könnt nicht Rosinen picken.» Jetzt stimmt sie ihm zu. Aber alle anderen haben pragmatisch und wie Erwachsene reagiert. Ein Grund dafür ist wohl, dass May keine besonderen Gefallen verlangt. Sie will nur, was beiden Seiten nützt – freie Märkte. Man handelt ja nicht mit anderen Ländern, weil sie nett sind, sondern weil es etwas bringt.



«Ein gutes Modell»: Daniel Hannan.

**Für die Briten muss der Brexit ein Erfolg werden, die EU muss das verhindern, damit andere Mitglieder nicht auf dumme Ideen kommen. Wie löst man diesen Widerspruch?**

Indem man Erfolg unterschiedlich definiert. Für einige meiner Parlamentskollegen wäre allein die Tatsache, dass man keine Europa-Parlamentarier oder keine EU-Kommission mehr hat, eine Katastrophe. Aber ist dieses Denken nicht verräterisch? Impliziert es nicht, dass man nach einem Austritt besser dastünde? Dass nur Furcht die EU zusammenhält? «Wir lassen euch nicht austreten, und wenn ihr es versucht, werden wir euch bestrafen.» Das ist kein Klub, das ist schlicht Schutzgelderpressung. Kaum ein Land würde Mitglied in einer Organisation sein wollen, die nur durch Drohungen zusammengehalten wird.

**Ist es besser, bei Verhandlungen mit der EU mit der Faust auf den Tisch zu schlagen oder entgegenkommend aufzutreten?**

Man sollte von Anfang an in der Lage sein, um nichts bitten zu müssen. Als zweiten Schritt sollte man in aufrichtiger und echter Freundschaft die Hand ausstrecken. Genau das hat Theresa May getan. Sie versprach die Stationierung britischer Soldaten in Estland, Litauen und Rumäni-

en zum Schutz Osteuropas. Sie versprach den Mitgliedern Zugang zu unseren Geheimdienstinformationen. Sie sagte, wie wichtig der Erfolg der EU für uns sei. Es muss klar sein, dass man nicht als Bittsteller in Verhandlungen geht, sondern, als freundschaftlicher Partner.

**Die Schweiz tritt in Brüssel mehr als Bittstellerin auf.**

Das kann ich nicht beurteilen. Aber ich persönlich finde schon lange, dass das Verhältnis der Schweiz zur EU für uns zwar kein exaktes Modell wäre, aber eine sehr gute Schablone. Nichts auf der Welt ist perfekt, und Grossbritannien ist nicht die Schweiz. Was aber ist das Schweizer Modell? Anstatt pauschal die Hoheit des Europäischen Gerichtshofes oder die Macht der Europäischen Kommission zu akzeptieren, kommt man zu einem vernünftigen und für beide Seiten vorteilhaften bilateralen Deal, der besagt: «Wir werden – vertraglich geregelt – einige eurer Gesetze in unsere Gesetzbücher aufnehmen. Wir werden einige eurer Standards übernehmen. Wir werden eure Produkte nicht diskriminieren, weil das im Interesse unserer Verbraucher liegt. Aber wir tun das als souveräne Demokratie mit Zustimmung unseres Volkes.» Das ist ein gutes Modell.

**Viele Schweizer würden Ihnen da widersprechen. Die würden lieber dem britischen Beispiel folgen.**

Sicher gibt es Probleme, das Leben ist nicht perfekt. Aber mal ehrlich: Jedes andere Land der Welt würde gern seine Sorgen gegen eure eintauschen. Im Vergleich zu anderen Optionen – Europäischer Wirtschaftsraum, Assoziierung oder Vollmitglied – hat die Schweiz einen ziemlich guten Deal, viel besser als eine Vollmitgliedschaft. Wie gesagt, nicht perfekt. So halte ich es beispielsweise für einen Fehler, dass alle Verträge der Schweiz mit der EU miteinander verknüpft sind und gemeinsam erlöschen würden. Ich war nie dafür, dieses Modell eins zu eins zu kopieren. Aber der Grundgedanke, Mitglied in einer Freihandelszone zu sein, gleichzeitig seine Souveränität zu bewahren und vernünftige Schlichtungsmechanismen zu besitzen, ist gut.

Interview: Wolfgang Koydl



ausgefallener Schuhe bewahrt sie in durchsichtigen Plastikboxen auf, und ihr Lieblingssport ist – *terribly British* – Cricket.

Behüteter, britischer und konservativer als Theresa May konnte man im Grossbritannien der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum aufwachsen. Ihr Vater war anglikanischer Pastor in einem postkartenschönen Dörfchen in den idyllischen Cotswolds. Das beschwor Vergleiche mit der deutschen Pastorentochter Angela Merkel herauf, die allerdings nicht verfangen: Die Unterschiede zwischen einem

---

**Sie blufft nicht, wenn sie sagt, dass sie die EU-Gespräche platzen liesse, wenn sie nicht kriegt, was sie will.**

---

latent prokommunistischen Pfarrer in der DDR und einem anglikanischen Geistlichen in Grossbritannien sind grösser als jene zwischen Don Camillo und Peppone. Mit der Kanzlerin hat sie höchstens einen bissigen Sinn für Humor gemein: Beide machen sich gern über andere lustig, sind aber dünnhäutig, wenn es gegen sie selbst geht.

Anders als die meisten anderen reichen Jungs (und Mädels) in der Konservativen Partei, ging May auf eine staatliche Schule. In Oxford studierte sie nicht PPE (*Philosophy, Politics and Economics*), das Pflichtfach für angehende



*Wie eine Gottesanbeterin:* May, 1979.

Politiker, sondern Geografie. Schon als Teenager machte sie Wahlkampf für die Torys. Bei einem Rednerwettbewerb im Debattierklub Oxford Union verriet sie zum ersten Mal, dass sie Premierministerin werden wollte. Der einzige Glamour-Blitz ihrer Studienzeit zuckte

vom Himmel, als ihre Kommilitonin Benazir Bhutto – später Premierministerin Pakistans – sie ihrem künftigen Mann Philip vorstellte.

### Kafka und KGB

Seit 1997 sitzt sie für den stramm bürgerlichen Wahlkreis Maidenhead im Themse-Tal im Unterhaus. Politische Sporen verdiente sie sich während der langen Labour-Herrschaft von Tony Blair in konservativen Schattenkabinetten. Cameron übertrug ihr 2010 das Innenministerium, und sie verwandelte das Ressort in eine Mischung aus Kafka und KGB: Um ihr Hauptziel zu erreichen, die Begrenzung der Zuwanderung, vermieste sie auch legal und legitim im Lande lebenden Ausländern das Leben mit einem bürokratischen Albtraum, hart an der Grenze des nach EU-Recht Möglichen.

Aus dieser Zeit stammt ihr tiefsitzendes Misstrauen gegenüber Europa. Das sollte man in Brüssel nicht vergessen. Dort sollte man sich vor allem nicht vom stillen, bescheidenen Bild der Premierministerin täuschen lassen. Sie blufft nicht, wenn sie sagt, dass sie die Gespräche mit Europa platzen lasse, wenn sie nicht kriegt, was sie verlange. Briten sind Spieler. Das gilt auch für nette, ältere, grauhaarige Damen, die anscheinend kein Tässchen Tee trüben können. Auch sie setzen alles auf eine Karte – egal, ob bei Bingo oder dem Brexit. O



Meister  
Werk

## Villa Antinori Riserva 2013

*Chianti classico docg, Riserva  
Antinori – Toscana*

Eleganz und samtige Reife.  
Erfordern Hingabe und Geduld.  
Im Rebberg wie im Weinkeller.  
Der Villa Antinori Riserva zeugt davon.

*Bindella*

CHF **17.60** netto  
statt 22.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf [bindella.ch](http://bindella.ch)  
Gültig bis 12.02.2017

*Bindella*  
la vita è bella



# Burkhalters fehlende Coolness

**Von René Zeller – Die Schweiz steht nicht unter Druck, mit der EU ein Rahmenabkommen abzuschliessen. Aussenminister Burkhalter mangelt es an taktischem Gespür, um auf Zeit zu spielen.**

Der Brexit-Forderungskatalog, den die britische Regierungschefin Theresa May in Brüssel deponiert hat, enthält Klartext. Man kann ihre Freihandelspläne als chancenreich einstufen oder auch nicht. Jedenfalls hat die neue Rennleitung in London klare Vorstellungen davon, was sie will. Was will die Schweiz in Brüssel? Das ist weniger klar. Bundespräsidentin Doris Leuthard sprach zur Jahreswende davon, die Beziehungen mit der Europäischen Union müssten nach dem Gezänk um die Zuwanderung wieder in geordnete Bahnen gelenkt werden. Als Konstante in diesem Normalisierungsprozess bezeichnet der Gesamtbundesrat die Fortsetzung des bilateralen Wegs. Das ist aber insofern kompliziert, als sich um die Personenfreizügigkeit noch viele ungeklärte Fragen ranken. Dieser Casus Belli, der die Briten massgeblich zum Brexit bewogen hat, wird auch die Schweizer Politik in nächster Zeit in Atem halten.

## Brexit zweitrangig

Ungeachtet dieser Konstellation hat sich am World Economic Forum Didier Burkhalter zurückgemeldet. Der Schweizer Aussenminister stand seit dem Brexit-Entscheid vom 23. Juni 2016 an der europapolitischen Seitenlinie. Jetzt aber scheint er gewillt, das Projekt zu reanimieren, für das er seit Jahren weibelt: den Abschluss eines institutionellen Rahmenabkommens mit der EU.

Gegenüber der NZZ erklärte Burkhalter in Davos: «Wir wollen den bilateralen Weg. Und wenn wir neue Abkommen wollen oder alte erneuern, dann brauchen wir eine institutionelle Lösung.» Dass sich im Zuge der Brexit-Verhandlungen auch andere Wege eröffnen könnten, ist für den Aussenminister zweitrangig. Sein Motto lautet: «Wir gehen unseren eigenen Weg mit den Bilateralen.»

Dass Burkhalter gerade jetzt dediziert auf den Abschluss eines Rahmenabkommens drängt, ist befremdlich. Man erinnert sich an die Ratsdebatten zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Die Befürworter der Minimalvariante betonten damals wortreich, dass die getroffene Lösung der EU die Möglichkeit nehme, Personenfreizügigkeit und Rahmenabkommen miteinander zu verknüpfen. Dieser «Nebeneffekt» wurde reihum als willkommen taxiert. Exemplarisch hierfür war ein Votum von FDP-Fraktionschef Ignazio Cassis. Der Parteifreund Didier Burkhalters betonte in der Dezembersession: «Wir setzen die Masseneinwanderungsinitiative eigenständig um und be-



«Schweiz-Turbo»: Didier Burkhalter.

freien uns vom Druck der EU, rasch ein institutionelles Rahmenabkommen abzuschliessen. Die Frist von drei Jahren schwebte wie ein Damoklesschwert über der Schweiz, schwächte unsere Verhandlungsposition und machte uns erpressbar. Damit ist heute Schluss.»

## Weiss der Bundesrat, was er will?

Was treibt Didier Burkhalter an, selbst Mahnrufe aus seiner eigenen Entourage zu negieren? Ist er der Euroturbo, als den ihn die SVP und das von Christoph Blocher angeführte Komitee «gegen den schleichenden EU-Beitritt» kritisieren? Führt er gar jene beargwöhnten Eliten in Bundesbern an, die in der Europafrage das Volk geringschätzen würden, wie es von der Kanzel des Zürcher Albisgütli herab alljährlich repetiert wird?

Burkhalter hat sich weiland selber als Turbo bezeichnet – als «Schweiz-Turbo» allerdings. Anders als frühere Bundesräte hat er sich nie dem legendären EU-Beitritts-gesuch verpflichtet gefühlt, das inzwischen Geschichte ist. Ihm zu unterstellen, er wolle die Schweiz in die EU führen – womöglich gar auf Schleichwegen an Parlament und Volk vorbei, wie Blochers Sekundant Ulrich Schlüer auch schon zu wissen glaubte –, ist haltlos. Burkhalter hat in den letzten Jahren bei Auftritten und in Interviews unbeirrt seine Linie gehalten. Er betonte stets, der

bilaterale Weg sei eine Erfolgsgeschichte, die es fortzuschreiben gelte. Und nur mit einem institutionellen Rahmenabkommen lasse sich der bilaterale Weg weiterentwickeln – zugunsten der Schweiz und der nächsten Generation.

Didier Burkhalters Überzeugung, dass der Bilateralismus die Maxime der schweizerischen Europapolitik sein müsse, ist weder abseitig noch arglistig. Das Problem des Aussenministers liegt anderswo: Er agiert auf dem diplomatischen Parkett zu gutgläubig, zu positivistisch – anders als die Briten jedenfalls. Theresa May tritt fordernd auf, sie weiss, was sie will. Und die Schweiz? Will hierzulande neben Burkhalter jemand möglichst rasch ein institutionelles Rahmenabkommen? Weiss der Bundesrat, der in Brüssel mit mehreren Stimmen spricht, was er will?

Schon Ende 2013 blickte Burkhalter taten-durstig nach vorn. Als ihn der Schreibende damals fragte, ob es wirklich eile mit dem Abschluss des innenpolitisch umstrittenen Rahmenabkommens, antwortete der Aussenminister: «Die gegenwärtige Mannschaft in Brüssel ist gewillt, eine Lösung zu finden. Das wollen wir ausnützen.» Wenn es nach Burkhalter gegangen wäre, hätten die Verhandlungen schon 2014 abgeschlossen werden sollen.

Doch dann kam der 9. Februar 2014. Volk und Stände sagten ja zur Masseneinwanderungs-



initiative. Migrationsministerin Simonetta Sommaruga übernahm die Federführung im Europadossier. Im Hintergrund werkelt Didier Burkhalter gleichwohl an besagtem Rahmenabkommen weiter. Das Sperrfeuer von rechts – Nein zur automatischen Übernahme von EU-Recht, Nein zu fremden Richtern – beeindruckte den weltgewandten Neuenburger Magistraten nicht.

Als die Briten im Juni 2016 den Brexit beschlossen, veränderte sich die Ausgangslage erneut tiefgreifend. Didier Burkhalter blieb unbeeindruckt. Tags darauf meinte er vor einer Schaukäserei in Airolo, wo er auf einer Schulreise mit Botschaftern Zwischenhalt machte, eine Verhandlungslösung mit Brüssel zur Personenfreizügigkeit sei unverändert möglich. «Ich bin immer noch optimistisch. Auch wenn ich weiss, dass es zurzeit fast verboten ist, positiv zu denken.» Und auf die Frage, ob ein Rahmenabkommen innenpolitisch überhaupt eine Chance hätte, orakelte Burkhalter vor den nach Airolo gereisten Journalisten: «Vielleicht hat es mittelfristig sogar etwas grössere Chancen.»

### Hoffen auf Normalisierung

Inzwischen wissen wir: Didier Burkhalter lag im Juni 2016 mit seinem Zweckoptimismus bezüglich Personenfreizügigkeit meilenweit neben dem Ziel. Und die Chancen, die er einem Rahmenabkommen beimisst, stehen jetzt quer zum Bemühen des Parlaments, dieses heisse Eisen abzukühlen.

Am WEF ist die Diskrepanz zwischen der zupackenden britischen Verhandlungsstrategie und der schwärmerisch-fahrigen Europapolitik des Bundesrats drastisch zutage getreten. Theresa May warb offensiv für ihren Standpunkt. Didier Burkhalter und auch Bundespräsidentin Doris Leuthard warben für die Normalisierung der Beziehungen zu Brüssel, obschon in der ungelösten Akte Personenfreizügigkeit kein Königsweg erkennbar ist. Mehr noch: Mit dem ungeliebten Dossier Rahmenabkommen soll das bundesrätliche Gewusel noch verkompliziert werden. Dem *Tages-Anzeiger*, der das Rahmenabkommen als «politisch tot» qualifizierte, entgegnete der Aussenminister in Davos: «Das glaube ich nicht.»

Dem schweizerischen Aussenminister fehlt die Coolness, im diplomatischen Seilziehen situativ zu reagieren. Diese Kritik ist gleichermassen an den Bundesrat zu adressieren, der in seinen Jahreszielen festgeschrieben hat: «In der zweiten Hälfte 2017 wird der Bundesrat ein institutionelles Abkommen zwischen der Schweiz und der EU verabschieden.» Bei der Masseneinwanderungsinitiative wurde zu Recht kritisiert, die im Verfassungstext enthaltene dreijährige Verhandlungsfrist sei kontraproduktiv gewesen. Weshalb sich der Bundesrat jetzt beim institutionellen Rahmenabkommen selber unter Zeitdruck setzt, bleibt sein Geheimnis. ○

## Verhandlungen

# «Strategische Geduld»

Wir haben führende politische Denker gefragt, wie die Schweiz auf den britischen «hard Brexit» reagieren sollte.



### Paul Widmer, alt Botschafter

— Die britische Regierung schickt sich an, den Volksauftrag umzusetzen, die schweizerische hat es nicht getan. Die Landesbehörden be-

liessen es bei höflichen Anfragen in Brüssel, ob dieser oder jener Vorschlag genehm wäre. Das waren keine Verhandlungen. Verhandlungen beginnen mit Forderungen, mit gegensätzlichen Positionen. Und dann folgt der Kompromiss. Die meisten Staaten haben Probleme mit der Einwanderung. Das erhöht die Chancen, zu einer Lösung zu gelangen. Aber wer den Beifall schon am Anfang sucht, erreicht nichts.



### Eric Scheidegger, Chefökonom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco)

— Die Schweiz und Grossbritannien sind wichtige Wirtschaftspartner und haben grosses

Interesse, die bestehenden Beziehungen sicherzustellen. Letztere basieren auf den bilateralen Abkommen der Schweiz mit der EU. Durch den Austritt des Vereinigten Königreichs aus der EU werden diese Abkommen nicht mehr auf das Verhältnis Schweiz–Grossbritannien anwendbar sein. Die Schweiz will bestehende Rechte über den Zeitpunkt des EU-Austritts Britanniens hinaus gewährleisten. Rechtslücken und Rechtsunsicherheit sind zu vermeiden. Dazu braucht es möglicherweise Übergangslösungen.



### Hans-Ulrich Bigler, Direktor Schweizerischer Gewerbeverband

— Mit Blick auf das schweizerische Verhältnis zu Brüssel tun wir gut daran, die Verhandlungen zwischen Grossbritannien und der EU vorerst abzuwarten und selber im Hinblick auf ein institutionelles Rahmenabkommen auf Zeit zu spielen. Gleichzeitig sollten wir das offene Zeitfenster nutzen, um mit Grossbritannien ein Freihandelsabkommen anzustreben oder, noch besser, zur Vermittlung eines britischen Efta-Beitritts beizutragen. Der Bundesrat kann Voraussetzungen für diese Optionen schaffen.



### Magdalena Martullo-Blocher, Nationalrätin SVP

— Die Schweiz sollte das mutige Vorgehen der britischen Premierministerin Theresa May zum Vorbild nehmen und

auch selbstbewusst gegenüber der EU auftreten. Auch die Schweiz hat durchaus gute Karten gegenüber der EU. Beide Länder haben einen starken Finanzplatz, im Gegensatz zur EU zur Weltspitze gehörende Hochschulen, und beide sind die wichtigeren Absatzmärkte für die EU als umgekehrt. Zudem beschäftigt die Schweiz viele EU-Bürger, auch als Grenzgänger, und hat als Transitland Nord-Süd auch eine strategische Rolle. Aber auch füreinander sind die Schweiz und Grossbritannien sich die gegenseitig dritt wichtigsten Handelspartner. Deshalb hat die Schweiz, unabhängig von der EU, Verhandlungen für ein Freihandelsabkommen mit Grossbritannien aufzunehmen.



### Valentin Vogt, Präsident Schweizerischer Arbeitgeberverband

— Die Arbeitgeber sind mit dem Bundesrat einig, dass der Brexit der Schweiz neue Möglichkeiten

in ihren eigenen Verhandlungen mit der EU verschafft. Nicht allein aufgrund des Brexit ist der freie Personenverkehr in ganz Europa unter Druck. Die Schweiz kann nicht abwarten, bis der Brexit in einigen Jahren vollzogen ist, denn die britischen und die schweizerischen Unternehmen brauchen Rechtssicherheit. Gefordert ist besonders die Politik: Zum Zeitpunkt des Brexit muss eine neue bilaterale Vertragslösung Schweiz/Grossbritannien vorliegen. Ein umfangreiches Freihandelsabkommen neuester Generation soll dabei wo immer möglich über den jetzigen Vertragszustand mit der EU hinausgehen.



### Konrad Hummler, Unternehmer

— Frau May hat die spieltheoretisch einzig richtige Position der minimalen Auffanglinie gewählt, um in die Verhandlungen mit der EU zu starten. Alles, was besser als diese

# Guter und schlechter Protektionismus

Von Beat Gygi und Doriano Strolago (Illustration) — Mit Brexit und Trump scheint der Widerstand gegen offene Grenzen und Globalisierung zu wachsen. Bei der Personenfreizügigkeit ist das vielversprechend.

minimale Auffanglinie ausfallen wird, kann sie als Erfolg ausschlagen. Das ist sehr souverän. Die Schweiz ist demgegenüber in ihrem «Bilaterale um jeden Preis»-Mantra gefangen und ist insofern spieltheoretisch erpressbar. Das wird sich ändern müssen. Wir können uns keine sakrosankten Themen oder Denkverbote leisten. Die sich abzeichnenden Veränderungen auf dem Kontinent verlangen nach strategischer Handlungsfähigkeit; die weitere Vertiefung der Integration kann lediglich noch eine von mehreren Optionen darstellen. Allerdings: Vorprellen wäre jetzt auch nicht gescheit. Bis sich die Lösungen aus der Brexit-Scheidung einigermaßen abzeichnen, ist strategische Geduld wohl die klügste Verhaltensweise.



**Gerhard Pfister, Präsident CVP** — Der Bundesrat geht jeweils schon mit dem Ergebnis nach Brüssel (Erhalt der Bilateralen um jeden Preis). Wenn man so in Verhandlungen einsteigt, hat die EU keinerlei Notwendigkeit, der Schweiz auch nur in einem Punkt entgegenkommen zu müssen. Die Verhandlungsergebnisse, auch die Umsetzung der MEI, fallen dann jeweils entsprechend einseitig zum Nachteil der Schweiz aus. Die britische Verhandlungsstrategie ist klüger. Man signalisiert Verhandlungsbereitschaft, nimmt aber auch ein Scheitern in Kauf oder schliesst es zumindest nicht kategorisch aus. Die EU kann es sich somit nicht leisten, nicht zu verhandeln, wie sie es mit der Schweiz machen kann. Die Schweiz kann sich Grossbritannien zum Vorbild nehmen.

steigt, hat die EU keinerlei Notwendigkeit, der Schweiz auch nur in einem Punkt entgegenkommen zu müssen. Die Verhandlungsergebnisse, auch die Umsetzung der MEI, fallen dann jeweils entsprechend einseitig zum Nachteil der Schweiz aus. Die britische Verhandlungsstrategie ist klüger. Man signalisiert Verhandlungsbereitschaft, nimmt aber auch ein Scheitern in Kauf oder schliesst es zumindest nicht kategorisch aus. Die EU kann es sich somit nicht leisten, nicht zu verhandeln, wie sie es mit der Schweiz machen kann. Die Schweiz kann sich Grossbritannien zum Vorbild nehmen.



**Heinz Karrer, Präsident Ecnomiesuisse** — Die Schweiz ist durch den Brexit direkt betroffen: Mit dem Austritt Grossbritanniens aus dem EU-Binnenmarkt sind die bilateralen Verträge der Schweiz auf den fünf wichtigsten Handelspartner nicht mehr anwendbar. Die britischen und die schweizerischen Unternehmen brauchen Rechtssicherheit. Gefordert ist insbesondere die Politik: Zum Zeitpunkt des Brexit muss eine bilaterale Vertragslösung vorliegen. Ein umfangreiches Freihandelsabkommen neuerster Generation soll dabei wo immer möglich über den jetzigen Vertragszustand mit der EU hinausgehen – zum Beispiel bei der Liberalisierung des Dienstleistungshandels. Es gilt, die Risiken für die Schweizer Wirtschaft zu minimieren und gleichzeitig die Chancen bestmöglich zu nutzen.

Die Schweiz ist durch den Brexit direkt betroffen: Mit dem Austritt Grossbritanniens aus dem EU-Binnenmarkt sind die bilateralen Verträge der Schweiz auf den fünf wichtigsten Handelspartner nicht mehr anwendbar. Die britischen und die schweizerischen Unternehmen brauchen Rechtssicherheit. Gefordert ist insbesondere die Politik: Zum Zeitpunkt des Brexit muss eine bilaterale Vertragslösung vorliegen. Ein umfangreiches Freihandelsabkommen neuerster Generation soll dabei wo immer möglich über den jetzigen Vertragszustand mit der EU hinausgehen – zum Beispiel bei der Liberalisierung des Dienstleistungshandels. Es gilt, die Risiken für die Schweizer Wirtschaft zu minimieren und gleichzeitig die Chancen bestmöglich zu nutzen.

Protokoll: Florian Schwab

«Wir verstehen immer noch nicht, wie die Briten an der Urne für einen Brexit stimmen konnten.» Solche Sätze hört man nach wie vor, wenn sich Vertreter der etablierten politischen Welt aus London in Vorträgen zum Auszug Grossbritanniens aus der EU äussern. Der Austritt wird vor allem als Gang in die Isolation, als Abschottung gesehen und nicht als Gewinn von Freiheit für das Land. Die bildungsferneren Schichten, so die gebildeten Beobachter, hätten sich mit relativ schwacher Informationsgrundlage gegen Personenfreizügigkeit, gegen freie Zuwanderung entschieden und damit für Protektionismus, für die Preisgabe der Binnenmarkt-Freiheiten, gegen Globalisierung und damit für wirtschaftlichen Abstieg.

## Eine Art Selbstzerfleischung

Ähnliche Kommentare ertönten, als der amerikanische Präsident Donald Trump im Wahlkampf von der Mauer sprach, die er zwischen Mexiko und den USA errichten wolle, um die Zuwanderung aus dem Süden zu kontrollieren. Und als die Amerikaner dann Trump zum Präsidenten wählten, sprachen viele vom Ende der Globalisierung. Trump gefährde den Freihandel und ebne dem Protektionismus den Weg, das sei schlecht für die Weltwirtschaft, die besten Zeiten der Entfaltung durch immer regeren Austausch zwischen Menschen und Ländern seien nun vorbei. Schutz der einheimischen Wirtschaft vor ausländischer Konkurrenz, Handelskriege – das sei das neue weltwirtschaftliche Klima.

Beispiele tauchten rasch auf. Wenn Trump dem deutschen Autohersteller BMW droht, er werde die Einfuhren von Autos aus dessen mexikanischen Fabriken in die USA mit einem Schutzzoll von 30 Prozent oder mehr belegen, sofern BMW nicht in den USA neue Produktionsanlagen baue, geht das wie ein elektrischer Stoss durch die Wirtschaft. Würde die amerikanische Regierung die Drohung wahr machen und ähnliche Fälle ähnlich behandeln, würden Importeure jedes Mal beim Grenzübertritt quasi von einer Räuberbande ausgenommen. Protektion heisst übersetzt Schutz. Protektionismus à la Trump soll die einheimische Autoindustrie vor Konkurrenz schützen und damit Arbeitsplätze im Inland erhalten oder schaffen helfen – vor allem Jobs in Amerikas Autoindustrie, die unter der deut-

schen und japanischen Konkurrenz aus mexikanischen Fabriken leidet, oder Jobs in der Geräteindustrie, die von Importen aus China bedrängt wird.

Um Amerika wieder grossartig zu machen, soll das Land also geschützt werden. Das Land? Das ganze Land? Nein, Protektionismus ist oft eine Art innere Selbstzerfleischung, nicht nur eine Abwehraktion gegen aussen. Durch Schutzzölle werden ja Einheimische massiv belastet, nämlich alle Amerikaner, die importierte Autos kaufen und dafür mehr bezahlen müssen als vorher, sowie auch alle, die eigentlich kaufen wollten, aber durch den Zoll abgeschreckt werden. Es geht bei solchen Arten von Protektionismus vor allem um eine Umverteilung von Geld und Vorteilen im eigenen Land: weg von der einen hin zu einer anderen Interessengruppe, in diesem Fall von den Konsumenten zu den Produzenten – oder ähnlich ausgedrückt: Der Staat kassiert von den einheimischen BMW-Käufern Steuern, sackt sie ein und hofft, dass der Mehrpreis der importierten Autos möglichst viele Käufer auf amerikanische Marken umlenke.

Ist so etwas gut? Und wenn ja, für wen? Das Trump-Lager kann argumentieren, dass man damit Mittel von relativ reichen US-Konsumenten zu schlechter gestellten Arbeitern im Industriegürtel umverteile und dass Trump damit sein Wahlkampfversprechen erfülle, besser zu den normalen Leuten zu schauen. Aber solche Spielarten der Umverteilung haben schädliche Nebenwirkungen, die das

**Bei Staatsausgaben ist der Begriff «sinnvoll» in Frage zu stellen, auch da verliert der Eimer Wasser.**

Ganze letztlich zu einer Verliererstrategie machen. Es ist, wie wenn man mit einem Eimer Wasser vom einen Brunnen zum andern tragen will und dabei mehr und mehr Flüssigkeit verliert, weil der Eimer ein Loch hat.

Zunächst einmal gehen die Vorteile der Arbeitsteilung – jeder tut das, was er im Vergleich am besten kann – zwischen den Ländern verloren. Mexikanische Fabriken können die Autos ja günstiger produzieren als etwa amerikanische oder deutsche, da in Mexiko die Lohnkosten und viele Vorschriften weniger belastend sind als in den USA oder in





*Schutz vor dem Vermischen von Zuständigkeiten.*

Deutschland. Entsprechend können die Kunden die Autos günstiger kaufen, als wenn sie in den USA fabriziert würden. Dieser Vorteil geht durch Abwehrzölle grossenteils verloren. Man mag einwenden, der amerikanische Staat erhalte dafür Steuereinnahmen und könne Sinnvolles damit tun. Bei Staatsausgaben ist aber der Begriff «sinnvoll» in Frage zu stellen, auch da verliert der Eimer Wasser.

### Umverteilungsspiele

In der amerikanischen Fabrik versickert auch einiges: Wenn ein US-Autohersteller auf dem Weltmarkt weniger konkurrenzfähig ist als die deutschen Kollegen und die Nachfrage nach unattraktiveren Autos dadurch ange-regt wird, dass der Bessere gebremst wird, dann ist man alles in allem schlechter gestellt. Und dank dem Doping überschätzen die Amerikaner ihre Fitness, so dass ihr Ansporn gering ist, besser zu werden. Das untergräbt schliesslich die Grundlagen der amerikani-schen Industrie. Tatsächlich klagen Unter-nehmer immer wieder über die schlechte Qualität der Fachausbildung, das Fehlen

einer Berufslehre – aber wer die einheimische Industrie durch Abwehrzölle oder Subven-tionen schützt, verhindert eben, dass das Ausbildungssystem besser wird.

Es gibt viele Spielarten des Protektionismus durch Behinderung des Verkehrs von Waren, Kapital und Dienstleistungen: Schutzzölle, Mengenbeschränkungen und Luxussteuern bei der Einfuhr, unsinnige Produktvorschriften, Verbot von Parallelimporten. Viele weitere Umverteilungsspiele sind möglich: etwa den Wechselkurs der eigenen Währung durch die Geldpolitik niedrig halten, damit Exporteure begünstigt werden, Subventionen für For-schung und Entwicklung, Verhaltensricht-linien zu Nachhaltigkeit und anderes *soft law*.

Stimmt es also, dass sich mit Trump und Brexit ein schlimmer Protektionismus aus-breitet? Nein, nicht nur, es gibt auch den guten Protektionismus. Protektion heisst Schutz, und der Schutz von Eigentumsrech-ten zählt zu den Grundlagen einer freiheit-lichen Gesellschaftsordnung. Besonders brisant ist das im Zusammenhang mit der Personenfreizügigkeit. Eine Gesellschaft, die

in ihrem Land lebt, hat in der Regel viel ge-meinsames Vermögen aufgebaut, hat Stras-sen, Schulen, Spitäler, Bahnen, Gemeinde-anlagen erstellt, viel in Kultur, Traditionen und Spielregeln investiert. Wenn Ausländer in die Gesellschaft zuwandern, erheben diese automatisch auch Anspruch auf ihren Anteil an diesem gemeinsamen Eigentum.

Und wenn dieses Vermögen einer Region oder Nation schutzlos den Ansprüchen aller ausgeliefert ist, ist es irgendwann zerpfückt und zerfallen, weil alle einfach gratis davon profitieren können und entsprechend keinen

### Mit dem Brexit setzt sich May ab vom Hang zum Delegieren von Befugnissen nach Brüssel.

Anreiz haben, zu dessen Pflege beizutragen. Eine Eintrittskontrolle zwischen Mexiko und den USA sowie der Ausbruch Grossbritanniens aus dem Regime des automatischen Zugangs aller EU-Bürger zum nationalen oder regiona-len Gemeinschaftseigentum in beliebigen Ländern erlauben es, nur jenen Zuwanderern einen Teil des gesellschaftlichen Eigentums abzugeben, denen man zutraut, dass sie bei dessen Pflege mithelfen werden. Das sollte eigentlich auch gebildeten Schichten ein-leuchten.

### Eigentumsrechte besser schützen

Mit Brexit und Trump werden Grenzen wie-der wichtiger, nicht nur im Zusammenhang mit dem Personenverkehr zwischen Ländern, sondern auch mit der Geltung von nationalen oder regionalen Spielregeln. Was aus Reden und ersten Handlungen von May und Trump ersichtlich ist, kann so gedeutet werden, dass sie die nationale Rechtsordnung wieder stärker berücksichtigen wollen. Man könnte auch sagen: Sie wollen die Eigentumsrechte der Bürger an ihrem Land besser schützen, als dies jüngst in Zeiten der Internationalisierung wichtiger Spielregeln der Fall war.

Das Transpazifische Abkommen TPP, dem Trump soeben die Unterstützung entzogen hat, hätte in mancher Hinsicht komplexe Harmonisierungen von Regeln zu Handels-bewilligungen, Produktvorschriften oder Verhaltensrichtlinien gebracht, also nicht eine wirkliche Öffnung für freien Handel. Und May versucht wegzukommen vom Hang der EU zum Delegieren von Befugnissen nach Brüssel und zur Vergemeinschaftung selbst von Bankenregulierung, Wirtschaftspolitik, Steuerpolitik und Staatsschulden. Wenn das Protektionismus ist, dann wie folgt: Gross-britannien soll seinen Bürgern Schutz bieten vor dem Vermischen von Zuständigkeiten und Verwischen von Verantwortung, wie dies die sogenannte europäische Integration prägt. ○

## Tatsache Lügenpresse

Von Christoph Mörgeli

Die hirnlose Raserei kennt keine Grenzen. Ganz Hollywood scheint seit dem Regierungswechsel in Washington im Ausnahmezustand inszenierter Empörung. Zwar hat der neue Präsident Donald Trump in drei Tagen schon mehr Entscheidungen gefällt als sein Vorgänger Barack Obama in einer doppelten Amtsperiode. Doch die ganze Liebe der glitzernden Sternchen gilt dem smarten Versager. Und der ganze Hass dem erfolgreich polternden Sieger.

Die Sängerin Madonna erklärte ihrem Publikum, sie habe «sehr viel darüber nachgedacht, das Weisse Haus in die Luft zu sprengen». Ausgerechnet sie empört sich über Trumps Sexismus, wo sie doch Karriere und Riesenvermögen der Vermarktung billigster Pornografie und nach unten unbegrenzter Bühnen-Obzönitäten verdankt. Schauspielerin Ashley Judd rief bei der Anti-Trump-Kundgebung in der Hauptstadt: «Ich spüre Hitler in diesen Strassen.» Sie schimpfte, das neue Kabinett bestehe aus Nazis und beschuldigte Trump der inzestuösen Beziehung zu seiner Tochter.

Auch der Sender CNN griff zum Hitler-Vergleich und erging sich in Positivspekulationen über die Ermordung Trumps und seiner Kabinettsmitglieder. Und bei uns? Kein einziges Schweizer Medium stellte solche Ungeheuerlichkeiten als das an den Pranger, was sie tatsächlich sind: Ausfluss eines ungehemmt sich austobenden Linksfaschismus. Vielmehr sprachen die Nachrichtensendungen des Schweizer Fernsehens von «Demonstranten». Sie meinten damit nicht die friedlichen Protestteilnehmerinnen mit rosa Strickmützchen. Sondern den verummten, gewalttätigen, zerstörerischen Mob von Linksextremisten, der Scheiben einschlug und Steine warf. Nennt unser Fernsehen bei der nächsten historischen Sendung die braunen SA-Horden auch «Demonstranten»?

Überhaupt strotzte die Berichterstattung über den «rechtspopulistischen Einpeitscher» und «Soziopathen» Trump vor ideologischen Fehlleistungen. In der Sendung «10 vor 10» behauptete ein Kommentator, Trump habe seinen Vorgänger nicht gewürdigt. Tatsächlich hat er das «grossartige» Ehepaar Obama ausdrücklich verdankt – sogar mit dem Wort *magnificent*. Auch habe Trump seiner Widersacherin Hillary Clinton «keine netten Worte» über den Wahlkampf gewidmet. Tatsächlich hat er die Gäste im Kapitol zu Standing Ovationen für sie aufgefordert. Die Lügenpresse ist kein Schlagwort. Die Lügenpresse ist Tatsache.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Trump greift Modell Schweiz an

Von Peter Bodenmann — Im Gegensatz zur Schweiz importieren die USA viel mehr, als sie exportieren. Das will Trump ändern.



Trump muss liefern und nicht nur twittern: Übersee-Containerschiff.

Die fremdenfeindliche Schweizer Rechte quiekt, weil Trump den weitgehend bestehenden Grenzzaun zwischen Mexiko und den USA durch eine Betonmauer ersetzen will.

Trump ist ein Stier. Wer einen guten Deal machen will, muss sein Gegenüber einschüchtern und weichklopfen. Das macht der Rassist gar nicht schlecht, wenn man sieht, wie die Eigentümer und Manager der meisten Konzerne bereits kuschen.

Des Pudels Kern: Die USA haben ein beachtliches Handelsbilanzdefizit, sie importieren mehr, als sie exportieren. Die Schweiz exportiert pro Jahr und Kopf 6000 Franken mehr Waren und Dienstleistungen, als sie importiert. Die Amerikaner importieren 2000 Franken mehr, als sie exportieren. Beides geht auf Dauer nicht. Dies will Trump korrigieren.

**Trump 1** — Trump braucht einen schwachen Dollar. Damit werden Importe teurer und Exporte billiger. Die Zinsen werden weniger schnell ansteigen.

**Trump 2** — Wer militärisch den Schutz der US-Imperialisten beansprucht, soll künftig mehr bezahlen als bisher. Vorab die Deutschen.

**Trump 3** — Multis, die nicht vermehrt Forschung und Produktion in die USA verlegen, werden von der neuen Administration gepiesackt. UBS, Credit Suisse und Volkswagen können ein Lied davon singen, was dies bedeutet.

**Trump 4** — Heute sind Unternehmenssteuern in den USA höher als in den helvetischen Räuberhöhlen Zug und Schwyz. Trump will die maximalen US-Steuersätze für Unternehmen von heute 35 Prozent auf 15 Prozent senken. Damit die Multis ihre Haupt- und Steuersitze wieder in die USA zurückverlagern.

Die USA haben ein hochineffizientes, viel zu teures und erst noch unsoziales Gesundheitswesen. Trump will es erstens noch unsozialer machen. Deshalb steht Obamacare auf seiner Abschussliste. Zweitens will Trump Unternehmen wie Roche und Novartis zwingen, vermehrt in den USA zu forschen und zu produzieren.

Trump steht unter Druck. Neu muss er liefern und nicht nur twittern. Seine Spielräume sind begrenzt, auch weil die Chinesen kaufkraftbereinigt nächstens wirtschaftlich stärker sein werden als die USA. Aber er wird Länder wie die Schweiz mit ihren viel zu hohen Leistungsbilanzüberschüssen in die Zange nehmen.

Die Schweiz kann absehbare Entwicklungen nicht antizipieren. So ist es auch diesmal. Wenn es so weit ist, werden wir uns anpassen, schneller, als wir denken. Das ist unsere Stärke. Deshalb werden wir Schutz unter dem Rock der von den Deutschen dominierten EU suchen. Weil auch die Deutschen zu viel exportieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Das Führer-Prinzip

Von Kurt W. Zimmermann — Wehe, du arbeitest für einen konservativen Politiker. Dann bist du nur noch ein Höfling.

Bis vor kurzem kannte man Anthony Scaramucci als einen der erfolgreichsten Fondsmanager der Welt. Er wurde gewählt als Unternehmer des Jahres in der Finanzindustrie. Er war gefeierter Bestsellerautor.

Letzte Woche besuchte Scaramucci das Weltwirtschaftsforum in Davos. In den Medien wurde aus dem zuvor erfolgreichen Finanzinvestor nun ein kleiner, mieser Opportunist. Die NZZ etwa beschimpfte ihn als «Höfling».

Was war geschehen, dass aus einer starken Persönlichkeit nun plötzlich ein Hofschranze werden konnte? Es ist leicht zu erklären. Scaramucci hatte kurz zuvor in die Politik gewechselt. Er hatte sich von US-Präsident Donald Trump verpflichten lassen. Er leitet nun dessen Office of Public Engagement, eine Behörde, die den Dialog des Weissen Hauses mit den Bürgern verbessern soll.

Damit wurde Scaramucci «Trump's neuer Höfling», wie die NZZ giftete. Er war nun kein eigenständiger Charakter mehr, sondern ein abhängiger Stiefellecker.

Der Fall ist darum interessant, weil er uns die Weltsicht der Journalisten in hübscher Weise näherbringt. Journalisten haben eine Führer-Manie.

Journalisten denken obsessiv in Kriterien von Herrschaft und Hierarchie. Für sie gibt es nur Chefs, die anordnen und bestimmen. Diese werden assistiert von Kopfnickern, die dazu willig speicheln.

Bei Swatch bestimmt nur Nick Hayek, im Weissen Haus bestimmt nur Donald Trump, in der SVP nur Christoph Blocher, bei der UBS nur Sergio Ermotti. Alle anderen in der Organisation, so die publizistische Darstellung, haben nichts zu sagen.

Auch ein Scaramucci gibt seine Persönlichkeit darum sofort an der Garderobe ab, wenn er sich Trump zur Verfügung stellt.

Natürlich ist das Humbug. In Behörden, Parteien und Firmen werden offene Fragen heute überall partizipativ und diskursiv gelöst. Das aber ist als Denkvorlage zu kompliziert für die Medien. Denn solche Komplexität lässt sich nicht auf schlichte Schlagzeilen reduzieren.

Die schlichten Schlagzeilen müssen lauten: «Hayek bestimmt» oder «Trump befiehlt» oder «Blocher verordnet» oder «Ermotti diktiert». Die anderen spüren.

Weil an der Spitze stets bestimmt und befohlen und verordnet und diktiert werden muss, engt sich der journalistische Fokus stark



Was war geschehen?: Trump-Berater Scaramucci.

auf Führungspersönlichkeiten ein. Medien sind extrem Führer-orientiert. In der Schweiz haben wir das am Beispiel von Christoph Blocher eingängig demonstriert bekommen. Wer ein ähnliches Gedankengut wie Blocher vertritt, der verwirkt sofort das Recht auf eine eigenständige Persönlichkeit. Er ist in den Medien fortan nur noch ein Höfling, Zögling oder Adlat des Oberbefehlshabers.

Der frühere SVP-Parteipräsident Toni Brunner etwa war nichts mehr als «Blochers Ziehsohn» (*Berner Zeitung*). SVP-Bundesratskandidat Thomas Aeschi war nichts mehr als «Blochers Ziehsohn» (*Sonntagszeitung*). Verleger und Nationalrat Roger Köppel ist bloss «Blochers Ziehsohn» (*Blick*). Ex-Nationalrat Christoph Mörgeli ist «Blochers Ziehsohn» (*Tages-Anzeiger*). Chefredaktor Markus Somm ist «Blochers Ziehsohn» (*Tageswoche*). Banker und Nationalrat Thomas Matter ist «Blochers Ziehsohn» (*Aargauer Zeitung*).

Das Führer-Prinzip ist allerdings strikt auf die politische Rechte reduziert. Auf der Linken gibt es in den Medien keine Adlaten. Barack Obama hat keine Höflinge. Christian Levrat hat keine Zöglinge. Cédric Wermuth wurde noch nie als Ziehsohn bezeichnet.

Rechts leben die opportunistischen Höflinge, links leben die geistig unabhängigen Persönlichkeiten. Die Welt ist schön. Schön einfach.

# Mensch Polizist

Von Henryk M. Broder — Die Berliner Polizei hat die Lage nicht im Griff.

Die «wehrhafte Demokratie» und der «wehrhafte Rechtsstaat» sind wieder in aller Munde. Wir müssen, so verkünden es die Politiker jeden Tag, «unsere Werte» verteidigen,



vor allem gegen Terroristen, die sich frei und ungehindert im Lande bewegen können, bis sie plötzlich einen Anschlag begehen, was wiederum dazu führt, dass sich alle fragen, wie es so weit kommen konnte.

Wie die «wehrhafte Demokratie» und der «wehrhafte Rechtsstaat» in der Praxis funktionieren, konnte man soeben in Berlin erleben. In der Nacht von Samstag auf Sonntag hatten «unbekannte Täter» fünf Streifenwagen der Polizei mit Steinen angegriffen, einen erheblichen Sachschaden verursacht und einen Beamten verletzt. Die «unbekannten Täter» konnten unerkannt entkommen, um wenig später damit zu prahlen, sie hätten «Bullen abgeworfen». Derweil ein Sprecher der Berliner Polizei im Nachrichtenprogramm von RTL daran erinnerte, «dass in den Funkwagen Menschen sitzen, Väter, Mütter, die zum Schutz der Berliner unterwegs sind, und dass hier nicht irgendeine anonyme Maschine angegriffen wird, sondern ein Mensch». Das war auch der harte Kern einer Stellungnahme des Social-Media-Teams der Berliner Polizei auf Facebook: «In unseren Fahrzeugen befinden sich Menschen [...], Männer und Frauen, Väter und Mütter»; sie «leisten eine harte Arbeit» und «haben es nicht leicht». Sich «bei dem einen oder anderen unbeliebt» zu machen, sei «quasi Berufsrisiko» und gehöre «zum Dienst»: «Was jedoch gar nicht geht, sind feige Übergriffe, wie in der letzten Nacht.»

Die Stellungnahme zeigte vor allem, dass die Berliner Polizei weder die Lage im Griff hat noch verstanden hat, um was es geht. Die Steinwerfer wissen, was sie tun, sie greifen Polizeiautos an, nicht obwohl, sondern weil in den Fahrzeugen Menschen sitzen, leibhaftige «Bullen», denen sie einen nachhaltigen Schaden zufügen wollen. Sässen in den Autos «anonyme Maschinen», würden keine Steine fliegen. Statt aber tatsächlich Roboter einzusetzen, hat die Berliner Polizei beschlossen, ihre Autos mit «Splitterschutzfolien» auszustatten. Doch nur in einigen als problematisch geltenden Stadtteilen. – Eine tolle Entscheidung. So zeigt der Rechtsstaat Mut und Stärke.

# Wir Schweizermacher

Die Schweiz bürgert so viele Ausländer ein wie kaum ein anderer Staat. Junge Erwachsene profitieren bereits heute von erleichterten Bedingungen. Es gibt keinen Anlass, die Einbürgerungspraxis zu lockern. Masseneinbürgerungen werfen staatspolitische Grundfragen auf. *Von Alex Reichmuth*

Vor einigen Jahren liess sich meine Frau erleichtert einbürgern. Das Verfahren verlief reibungslos. Wir beide wurden zu einem kurzen Gespräch auf der Gemeindeverwaltung eingeladen. Meine Frau wurde gefragt, warum sie Schweizerin werden wolle und welches ihre weiteren Pläne im Leben seien. Bundesräte musste sie keine aufzählen. Es gab bei uns keinen «Zahnbürstenbesuch», bei dem sich die Polizei über die Qualität unserer Ehe vergewissert hätte. Wenige Monate nach dem Antrag hatte meine Frau den Schweizer Pass.

Ich war froh, dass es derart unkompliziert gelaufen war. Meine Frau ist ja in der Schweiz bestens integriert. Aber ich war auch überrascht. Wie mir schien, hätten wir allfällige Ehe- und Integrationsmängel ziemlich einfach verheimlichen können. Immerhin gibt es in unserem Bekanntenkreis Ausländerinnen, die offensichtlich nur wegen des Aufenthaltsrechts einen Schweizer geheiratet haben – zum Teil unter Einsatz von Geld. Möchten sich diese Frauen nach Ablauf der nötigen Frist einbürgern lassen – ich wette, dass sie ihre schlechte Integration im erleichterten Verfahren mühelos verbergen könnten.

## Zweite Hochzeit im Irak

Der Bund erklärt jährlich etwa fünfzig bis sechzig erleichterte Einbürgerungen für nichtig – meist, weil die Behörden dahintergekommen sind, dass die Betroffenen Scheinehen geführt hatten. Diese Zahl ist zwar angesichts der jährlich etwa 10 000 erleichterten Einbürgerungen gering. Mit Blick auf das oberflächliche Verfahren, wie ich es im Zusammenhang

mit meiner Frau kennengelernt habe, dürfte es sich dabei aber nur um die Spitze des Eisbergs handeln.

Manchmal machen Personen, die erleichtert Schweizer geworden sind, aber richtig Schlagzeilen. Kürzlich wurde die Aberkennung des Bürgerrechts bei einem gebürtigen Iraker publik. Wie das *Bieler Tagblatt* berichtete, war dieser 1999 als angeblicher Flüchtling ins Land gekommen. Sein Asylgesuch wurde zwar abgelehnt, aber er blieb trotz Wegweisung, heiratete eine Schweizerin und erlangte als deren Ehemann 2006 das Bürgerrecht. Einige Jahre später stellte sich dann heraus, dass der Mann nicht nur eine Scheinehe geführt, sondern im Irak gar ein zweites Mal geheiratet hatte – unter anderem Namen.

Ebenfalls mittels erleichterter Einbürgerung war Viktor G. Schweizer geworden. Der gebürtige Kosovare tötete im Februar 2013 im luzernischen Menznau vier Menschen. Nach der Tat wurde bekannt, dass G. vor seiner Einbürgerung wegen Raubes verurteilt worden war. Beim Bund wusch man die Hände in Unschuld. Es habe damals «keine Hinweise gegeben, um eine Einbürgerung zu verweigern» (*Weltwoche* Nr. 10/13). Offensichtlich wartet das erleichterte Verfahren mit einigen Tücken auf, wenn es darum geht, die Verhältnisse und die Absichten von Einbürgerungswilligen zuverlässig in Erfahrung zu bringen.

Doch nun sollen auch alle jungen Ausländer der sogenannten dritten Generation vom erleichterten Einbürgerungsverfahren profitieren – das bisher fast ausschliesslich Ehepartnern von Schweizerinnen und Schweizern

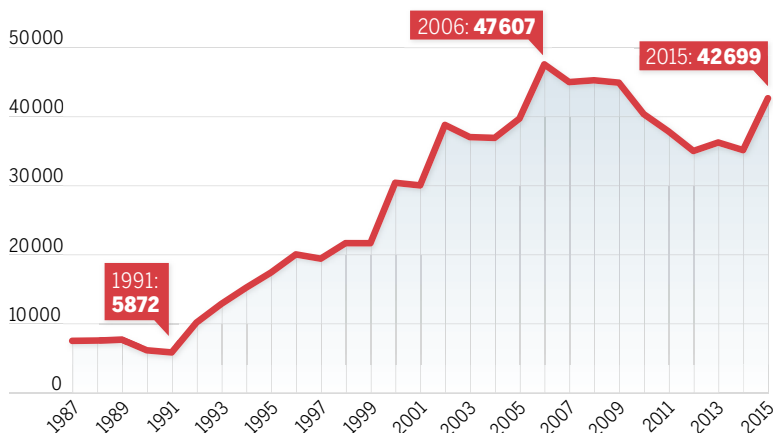
vorbehalten war. So wollen es Bundesrat und Parlament. Am 12. Februar stimmt die Schweiz über diese Ausweitung ab. Das Hauptargument der Befürworter lautet, dass es sich bei dieser Ausländergruppe faktisch um Schweizer handle, weil deren Familien schon seit der Grosselterngeneration hier seien. «Sie machen im Sportklub mit, singen im Chor oder engagieren sich in anderen Vereinen», schreibt der Bund im Abstimmungsbüchlein. «Es ist deshalb wichtig, ihnen keine Steine in den Weg zu legen, wenn sie sich einbürgern lassen wollen», sagt der Bundesrat. «Die Schweiz muss ihre Kinder anerkennen», appellierte SP-Nationalrätin Ada Marra, die im Parlament einst den Anstoss zur Vorlage gegeben hatte, in der *NZZ*.

Die Befürworter der Vorlage suggerieren mit solchen Aussagen, dass die Schweiz ein Land sei, das die Staatsbürgerschaft äusserst knausrig vergebe. Sie wissen, dass es hierzulande kaum eine Diskussion über Einbürgerungen gibt, bei der nicht der Film «Die Schweizermacher» von 1978 präsent wäre. In diesem legendären Streifen traten Emil Steinberger und Walo Lüönd als bünzlige Beamte auf, die den Alltag der Kandidaten für den roten Pass auspionierten und kleinlich nach einem Verhalten Ausschau hielten, das sie gegen diese verwenden konnten. Es war eine Parodie auf das Einbürgerungsprozedere, die wohl einiges mit der damaligen Realität gemein hatte.

## Bis zu sechsmal mehr Einbürgerungen

Doch die Zeiten haben sich längst geändert. Das lässt sich mit Zahlen belegen: Bürgerte die Schweiz Ende der achtziger und Anfang der

## Einbürgerungen pro Jahr

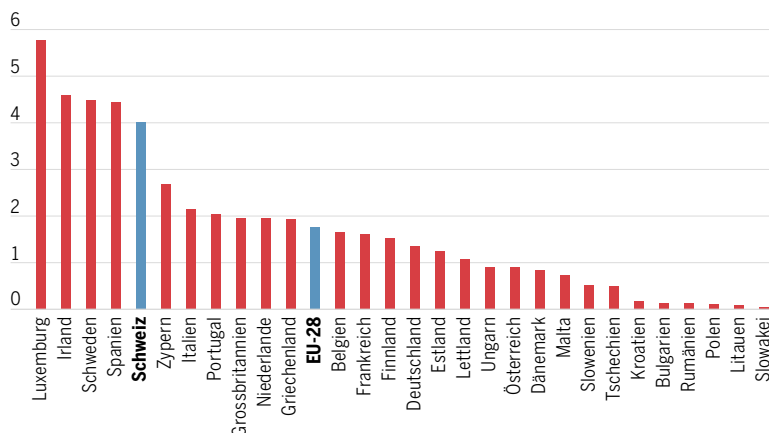


QUELLE: STAATSEKRETARIAT FÜR MIGRATION

Starke Zunahme in den letzten 30 Jahren.

## Einbürgerungen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung

2014, pro 1000 Einwohner



QUELLE: EUROSTAT

Doppelt so hohe Quote wie der EU-Länder-Durchschnitt.



neunziger Jahre jährlich nur 6000 bis 10000 Ausländer ein, waren es in den vergangenen zehn Jahren immer zwischen 35000 und 47000 – also vier- bis sechsmal mehr (1. Grafik).

Damit ist die Schweiz jenes Land in Europa, das trotz seiner Kleinheit nach Spanien, Italien, Grossbritannien, Deutschland, Frankreich und Schweden am meisten Ausländer einbürgert (2014). Vergleicht man die Anzahl Eingebürgerte mit der Bevölkerungszahl, hat die Schweiz mit vier Einbürgerungen pro tausend Bewohner sogar die fünfthöchste Quote – nach Luxemburg, Irland, Schweden und Spa-

nien. Insbesondere ist die Schweizer Einbürgerungsquote mehr als doppelt so hoch wie diejenige aller EU-Länder im Schnitt (2. Grafik).

Wer für mehr erleichterte Einbürgerungen ist, zitiert aber mit Vorliebe eine andere Statistik: diejenige, die die Zahl der Einbürgerungen mit der Zahl der anwesenden Ausländer vergleicht. Denn bei dieser Quote steht die Schweiz mit weniger als zwei Einbürgerungen pro hundert Ausländer nur im Mittelfeld der europäischen Staaten. Vor allem liegt die Schweiz hier deutlich hinter dem EU-Schnitt mit fast drei Einbürgerungen pro hundert

Ausländer (3. Grafik). Unter anderem wegen dieser Statistik kam der *Tages-Anzeiger* zum Verdikt, die Schweizer seien «die strengsten Einbürgerer Europas».

Doch belegt dieser relativ tiefe Wert, dass die Schweiz einbürgerungswilligen Ausländern eben doch die kalte Schulter zeigt? Zweifel sind angebracht. Denn zum einen hängt die Zahl der Einbürgerungen nicht nur von den gesetzten Bedingungen ab, sondern auch vom Einbürgerungswillen der Ausländer selber. Besonders grosses Interesse an der Staatsbürgerschaft im neuen Aufenthaltsland haben grundsätzlich wirtschaftlich schlechtgestellte Migranten und Flüchtlinge. Sie möchten mit einer Einbürgerung ihr Aufenthaltsrecht absichern. Für gutsituierte Migranten hingegen ist ein neuer Pass meist nicht so wichtig, denn sie sind unabhängiger.

Die Schweiz hat, verglichen mit anderen europäischen Ländern, einen eher hohen Anteil an EU-Ausländern. EU-Zuwanderer sind im Schnitt aber besser situiert als Zuwanderer von anderen Kontinenten. Insbesondere leben in der Schweiz viele ausländische Manager (Expats), von denen die meisten nach wenigen Jahren weiterreisen. Entsprechend dürften die Ausländer in der Schweiz tendenziell weniger Interesse an der Staatsbürgerschaft haben als solche in anderen Ländern.

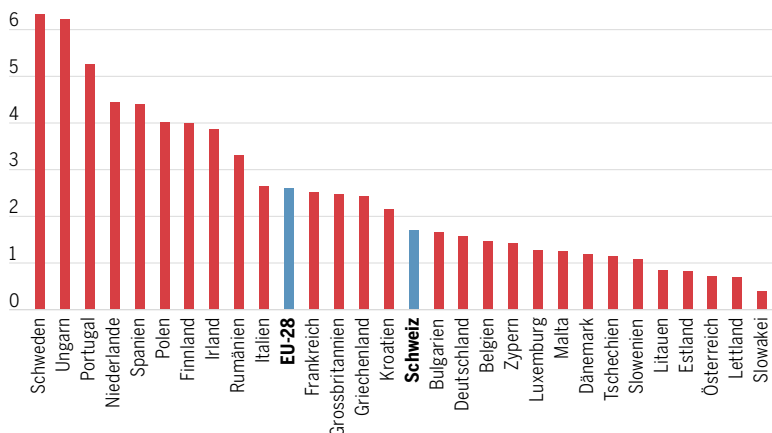
### Keine Hinweise auf Abschottung

Ein anderer Faktor ist noch bedeutender: der Ausländeranteil. In der Schweiz ist dieser mit rund 25 Prozent im Vergleich zu jenem anderer europäischer Länder enorm hoch. Nur die Kleinstaaten Luxemburg und Liechtenstein liegen in dieser Statistik noch vor der Schweiz.

Vergleicht man die Zahl der Einbürgerungen nun mit dem Ausländeranteil der Staaten, fällt auf, dass die scheinbar grosszügigsten Einbürgerungsländer Schweden, Ungarn, Portugal und die Niederlande alle einen tiefen bis sehr tiefen Ausländeranteil aufweisen. Umgekehrt verhalten sich Staaten, in denen wie in der

### Einbürgerungen im Verhältnis zur ausländischen Bevölkerung

2014, pro 100 Einwohner

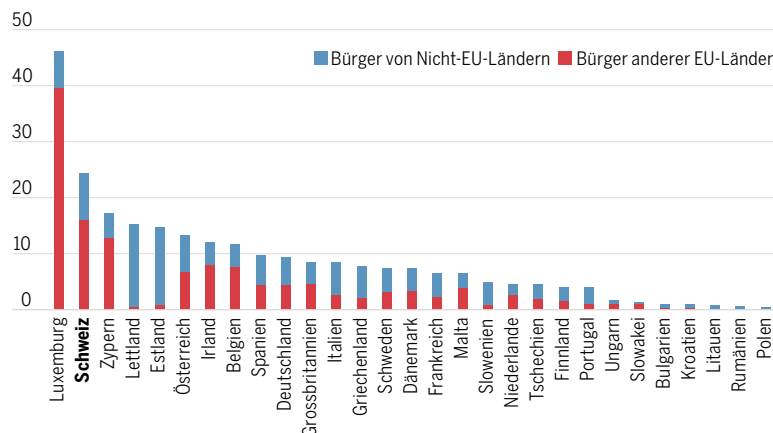


QUELLE: EUROSTAT

*Eher geringer Einbürgerungswille in der Schweiz.*

### Ausländeranteil

Januar 2015, in Prozent



QUELLE: EUROSTAT

*Viele Ausländer – zurückhaltendere Einbürgerungspraxis.*

## Unerfüllbare Zumutung

**Die Schweiz braucht eine Masseneinbürgerung: Das fordert einer, der erst seit zehn Jahren im Land lebt, der deutsch-iranische Historiker Kijan Malte Espahangizi.**

«Alle müssen eingebürgert werden», fordert Kijan Malte Espahangizi. Angesichts der Millionen von Menschen mit Migrationshintergrund in der Schweiz müssten die Schweizer umdenken: «Wir leben in diesem Land, wir arbeiten, essen, schlafen, feiern und lieben hier. Viele von uns sind hier geboren. Zu AusländerInnen werden wir gemacht – rechtlich und kulturell. Es gibt keine Ausrede, nicht sofort allen BewohnerInnen der Schweiz exakt dieselben Bürgerrechte zuzusprechen.» Die Schweiz habe mit dem Ausgrenzen der Zuwanderer eine «beträchtliche Bringschuld» auf sich geladen. Für eine gemeinsame demokratische Zukunft brauche das Land deshalb einen «mutigen Schuldenschnitt» – eine Diskussion nicht über Masseneinwanderung, sondern über Masseneinbürgerung.

Niemand meldet sich in der Ausländerpolitik so lautstark und selbstbewusst zu Wort wie der 37-jährige Historiker, der seit 2010 das Zentrum Geschichte des Wissens von Uni und ETH Zürich führt. Espahangizi schreckt von Woz über *St. Galler Tagblatt* und *Aargauer Zeitung* bis *NZZ* die Schweizer mit seinen Thesen auf. Er sagt am antirassistischen Stammtisch in Bern mit einer Free-style-Diskursperformance dem «white Swiss privilege» den Kampf an. Er spottet bei der Integrationstagung im Rheintal über den «Dauerwartesaal», in dem die Schweizer die Ausländer hielten. Er schimpft bei der Eidgenössischen Migrationskommission über die Assimilation als «unerfüllbare Zumutung». Und er höhnt über «gewisse Reaktionen» auf ein Gespräch mit dem Humoristen Müslüm in der ehrwürdigen Aula der Uni Zürich: «Diese Reaktionen zeigen mir, dass eine Unterhaltung, ja die blossе Anwesenheit von Secondos an einer Schweizer Uni immer noch Irritationspotenzial hat.» (Er sieht dabei allerdings grosszügig darüber hinweg, dass die ETH, die ihm seinen Lohn zahlt,

von Gottfried Semper gebaut wurde, einem geflüchteten deutschen Revolutionär, und von Lino Guzzella geführt wird, dem Sohn eines eingewanderten italienischen Ziegeleiarbeiters.)

### Keine Zeit für ein Gespräch

Über so viel Selbstbewusstsein können die Schweizer nur staunen. Denn Espahangizi ist nicht einmal einer der Secondos, für deren Rechte er so forsch kämpft: Er wuchs als Sohn eines iranischen Migranten und einer deutschen Mutter in Köln auf. Erst nach dem Studium von Physik und Geschichte in



«Dauerwartesaal»: Espahangizi.

Köln und Sevilla kam er 2006 nach Zürich, um seine Dissertation zu schreiben, über «die Rolle von Glasgefässen in der Geschichte moderner Laborforschung»: Die Frage sei bislang noch nicht gestellt worden, heisst es in seinem Projektbeschreibung, «in welcher Weise das Gefässmaterial Glas den kausalen Einschluss der räumlich begrenzten Phänomenkomplexe leistet, ohne sich in Forschung einzumischen».

In seiner neuen Umgebung mischte sich der Einwanderer gleich ein; schliesslich habe seine Migration nur sechs Stunden gedauert, «nämlich eine Zugfahrt von Köln nach Zürich». Seither stellt er die Schweizer in Frage – also würde man ihm gerne auch Fragen stellen, nicht nur Stichworte bieten wie bisherige Interviewer: Muss ein Land tatsächlich allen Einwohnern dieselben Rechte geben? Darf die Schweiz nicht ein Bekenntnis zu ihren Werten fordern, wenn sie Eingewanderten oder ihren Nachkommen ihre weltweit einzigartige demokratische Mitbestimmung gewährt? Espahangizi lehnt das Gesprächsangebot ab: «Ich bin derzeit in einer sehr intensiven Forschungsphase.» Er forscht «zum Konzept der post-migrantischen Gesellschaft und zur Wissenschaftsgeschichte des Schweizer Migrations-Integrations-Komplexes im europäischen Kontext» – theoretisch. *Markus Schär*

Schweiz viele Ausländer leben (etwa Luxemburg, Liechtenstein, Zypern, Lettland oder Estland), alle eher restriktiv bezüglich Einbürgerungen.

Je höher also der Ausländeranteil in einem Land ist, desto weniger Einbürgerungen im Verhältnis zur Ausländerzahl nimmt dieses Land vor. Das ist im Grunde wenig überraschend: Die Bereitschaft eines jeden Staates, Ausländer einzubürgern, hat Grenzen. So gesehen, ist der hohe Ausländeranteil sicher eine der Ursachen, warum die Schweiz Einbürgerungen zurückhaltend praktiziert. Eine Abschottungsmentalität kann man daraus aber nicht ableiten.

Dennoch: Kann man etwas dagegen haben, dass junge Frauen und Männer, deren Grosseltern schon hier gelebt haben, in einem abgekürzten Verfahren Schweizer werden? Ja, durchaus. So entspricht etwa die staatliche Definition eines Ausländers der dritten Generation nur teilweise dem, was man gemeinhin darunter versteht. Für eine erleichterte Einbürgerung soll nämlich genügen, dass ein Grosselternteil einst ein Aufenthaltsrecht in der Schweiz besessen hat. Auch eine vorläufige Aufnahme zählt, wie sie oft illegalen Migranten ohne Asylgründe zuteilwird, deren Rückkehr als unzumutbar gilt.

Weiter muss weder die Mutter noch der Vater in der Schweiz geboren sein. Es reicht, wenn ein Elternteil seit zehn Jahren in der Schweiz ist, fünf Jahre hier zur Schule gegangen ist und eine Niederlassungsbewilligung hat.

### Einführung der Scharia

In folgendem fiktivem Beispiel etwa sind die Voraussetzungen für eine erleichterte Einbürgerung erfüllt: Eine Ausländerin kommt mit



*Nahe an der Realität: Walo Lüönd und Emil*





Kann man etwas dagegen haben? Die Schweiz vor der Abstimmung.

ihrer zehnjährigen Tochter in die Schweiz und verlangt Asyl. Das Gesuch wird abgelehnt, aber Mutter und Tochter bekommen eine vorläufige Aufnahme. Die Tochter besucht hier fünf Jahre die Schule. Nach einigen Jahren erhalten Mutter und Tochter, die als Härtefall gelten, eine Aufenthaltsbewilligung B. Mit achtzehn Jahren wird die Tochter schwanger. Das Kind, das sie gebärt, kann sich ab dem neunten Altersjahr erleichtert einbürgern lassen (auf Antrag von Mutter oder Grossmutter), sofern seine Mutter inzwischen eine Niederlassungsbewilligung besitzt. Dass sich diese Familie während der we-

nigen Jahre in der Schweiz vorbildlich integriert hat, ist möglich, aber nicht sicher.

Erinnert sei an das Ehepaar Osmanoglu in Basel, das seine Töchter aus religiösen Gründen nicht zum Schwimmunterricht schicken wollte. Gemäss Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte von vorletzter Woche müssen die beiden das nun doch. Vater Osmanoglu propagierte öffentlich die Einführung der Scharia und sprach sich für Strafen wie Händeabhacken aus (*Weltwoche* Nr. 3/17). Als integriert kann die radikalislamische Familie also bestimmt nicht gelten. Dennoch würden die Töchter die Voraussetzungen für eine erleichterte Einbürgerung formell erfüllen, denn Vater Osmanoglu reiste einst zusammen mit seinen Eltern aus der Türkei ein. (Tatsächlich sind inzwischen Vater und Mutter Osmanoglu selber Schweizer, da sie aus eher unerfindlichen Gründen die Einbürgerung geschafft haben.)

Natürlich gibt es unter Ausländern der dritten Generation viele, die tatsächlich zusam-

### Gerade in der Generation der Enkel von Einwanderern gibt es Tendenzen zu Extremismus.

men mit Urschweizern «im Chor singen». Aber manche neigen auch zu Extremismus. Laut dem Islamwissenschaftler Marwan Abou Taam gibt es in Deutschland gerade in der Generation der Enkel von Einwanderern Tendenzen zu radikaler Indoktrination. Dass es sich in der Schweiz ähnlich verhält, ist keine abwegige Annahme. Befürworter der erleichterten Einbürgerung werden jetzt einwenden, dass eine

gelungene Integration selbstverständlich weiterhin Bedingung für den roten Pass sei. In der Tat geht es nicht um ein Recht auf automatische Einbürgerung, und die Einbürgerungsanforderungen punkto Integration werden mit einer Gesetzesrevision auf Anfang nächsten Jahres generell verschärft. Wesentlich ist aber, dass im erleichterten Verfahren der Bund für den Entscheid zuständig ist – im Gegensatz zur ordentlichen Einbürgerung, bei der Kantone und Gemeinden bestimmen. Formell hat der Bund zwar die gleichen Kriterien in Sachen Integration anzuwenden. Die Kompetenzverlagerung ist dennoch bedeutend. Denn Beamte in Büros im fernen Bundesbern kennen die Gesuchsteller nicht persönlich und entscheiden nur aufgrund von Akten.

Zwar betont der Bund, dass die Kantone bei erleichterten Einbürgerungen ein «umfassendes Anhörungsrecht» haben und sich die Kantone wiederum bei den Gemeinden informieren können. Faktisch aber handelt es sich um eine Beweisumkehr: Die Einbürgerungswilligen stehen nicht mehr in der Pflicht, ihre Integration vor Leuten zu belegen, die einen engen Kontakt mit ihnen pflegen. Vielmehr wird ihre Integration vorausgesetzt, solange Kantone oder Gemeinden nicht das Gegenteil beweisen.

### Vorteile für Junge

Gründe, warum es für Ausländer der dritten Generation ein abgekürztes Einbürgerungsverfahren braucht, sind bei nüchterner Betrachtungsweise kaum erkennbar. Denn schon heute legt dieser Gruppe niemand «Steine in den Weg» – anders als der Bundesrat dies suggeriert. Generell werden jungen Ausländern die Altersjahre zwischen zehn und zwanzig doppelt zur Aufenthaltszeit in der Schweiz angerechnet, die für eine Einbürgerung nötig ist. Nach einem Urteil des Bundesgerichts von 2006 dürfen die Gebühren auch nicht mehr eigentliche «Einkaufssummen» sein, wie es früher teilweise der Fall war, sondern müssen gemäss Aufwand verrechnet werden. Wie die Statistik zeigt, hat die junge Generation denn auch keine Probleme mit Einbürgerungen: 18 Prozent aller Eingebürgerten in der Schweiz sind zwischen 15 und 24 Jahre alt. Im europäischen Schnitt macht diese Altersgruppe weniger als 15 Prozent aus.

Mag sein, dass das ordentliche, dreistufige Verfahren unter Beteiligung von Gemeinde, Kanton und Bund manchem Einbürgerungswilligen etwas unübersichtlich und langfädig vorkommt. Ausländer, die die Schweiz kennen, wissen aber, dass der Föderalismus hierzulande tief verwurzelt ist und dem Land zugutekommt. Wer immer Schweizer werden will – egal, ob Angehöriger der ersten, zweiten oder dritten Ausländergeneration –: Der Aufwand des ordentlichen Verfahrens ist durchaus jedem Bewerber zumutbar. ○



Steinberger in «Schweizermacher», 1978.

# Sommarugas rote Garde

Unter Simonetta Sommaruga wird das Staatssekretariat für Migration auf linke Politik getrimmt. Zwei von vier Vizedirektoren stehen weit links. Über erleichterte Einbürgerungen entscheidet die Abteilung der Sozialdemokratin Cornelia Lüthy. Von Florian Schwab

«Endstation Bern-Wabern». So heisst es jeden Werktagmorgen im Tram, wenn Hunderte Mitarbeiter zu dem schmucklosen Verwaltungsgebäude an der Quellenstrasse 6 in der Berner Agglomerationsgemeinde Köniz pilgern, an den Hauptsitz des Staatssekretariats für Migration (SEM). Hier, am Fusse des Berner Hausbergs Gurten, zehn Minuten vom Hauptbahnhof entfernt, sitzen die Schweizermacher: Hier gehen die Asylanträge ein, hier werden abschliessende Entscheide über die Gewährung von Visa und eben über erleichterte Einbürgerungen getroffen.

Es ist ein Geschäftsfeld, in dem vieles scheinbar eindeutig nach dem Buchstaben des Gesetzes geregelt wird. Und doch entscheidet am Ende der Beamte mit seiner Unterschrift darüber, ob jemand eingebürgert wird oder nicht. Dabei gibt es neben glasklaren Situationen auch immer Grenzfälle und Graubereiche. Bei solchen geben die Chefs vor, wie sehr der Ermessensspielraum ausgeschöpft werden soll.

## Häufige Wechsel geben zu reden

Und im Zusammenhang mit den Chefs ist eine interessante Entwicklung festzustellen, die intern für so viel Unmut sorgt, dass auch ansonsten verschlossene Quellen plötzlich mit der *Weltwoche* sprechen. Die zuständige Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) hat in letzter Zeit vermehrt Leute in die Chefetage des Staatssekretariats berufen, die klar politisch geprägt sind. Skeptiker der bundesrätlichen Migrationspolitik sind in der SEM-Belegschaft relativ selten und trauen sich nicht, ihre Meinung offen zu sagen. Schon gar nicht in der Öffentlichkeit.

Lassen wir also die Fakten sprechen. Das SEM hat vier Vizedirektoren. Davon ist einer für die interne Infrastruktur und die Abläufe zuständig. Politisch gesehen, sind nur die übrigen drei relevant; sie setzen die Ausländerpolitik um. Und von diesen drei Vizedirektoren besitzt heute einer ein SP-Parteibuch, und ein weiterer steht der Partei nahe. Im Jahr 2011, bei Sommarugas Amtsantritt im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement (EJPD), zu dem das SEM gehört, gab es noch kein SP-Mitglied in der obersten Leitung. Als im letzten Jahr Vizedirektor Kurt Rohner in Pension ging – ein dem Freisinn zuneigender Spitzenbeamter –, berief Sommaruga die Zürcherin Cornelia Lüthy zu seiner Nachfolgerin. Die Sozialdemokratin hatte während vieler Jahre der Zürcher Bildungsdirektorin Regine Aepli (SP) als stellvertreten-



Fünfzig zusätzliche Stellen: Bundesrätin Sommaruga, Staatssekretär Gattiker.

de Generalsekretärin zugearbeitet. Zudem war sie eine Zeitlang Vizepräsidentin der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs), welche sich für einen EU-Beitritt des Landes einsetzt. Die EU-Beitrittsbefürworterin Lüthy leitet den Direktionsbereich Zuwanderung und Integration. Zu diesem gehören auch die Abteilungen, welche über die Personenfreizügigkeit wachen, die immer umfangreicheren Budgets für die Integration von Ausländern verwalten (2014: 84 Mio. Franken; 2016: 140 Mio. Franken) und über die erleichterten Einbürgerungen entscheiden. Zahlen des SEM zeigen, dass eine erleichterte Einbürgerung nur in Ausnahmefällen abgelehnt wird. Im Jahr 2016 wurden von 10733 Gesuchen lediglich 27 abgelehnt (gut 1700 Bewerber zogen ihr Gesuch auf Anraten der Behörde freiwillig zurück).

Den zweiten betont linken Vizedirektor bestellte Sommaruga erst kürzlich in die SEM-Direktion: Vincenzo Mascioli, bis dahin ihr persönlicher Mitarbeiter. Er zeichnet neu für den Direktionsbereich Internationale Zusammenarbeit verantwortlich. Hier wird darüber entschieden, welche Herkunftsländer die Schweiz als sicher einstuft, und hier werden die Rückführungen von abgelehnten Asylbewerbern koordiniert. Auch die Abstimmung der Asylpolitik mit Brüssel und den europäischen Ländern fällt in diesen Bereich. Mascioli musste der bis-

herige Vizedirektor weichen; Urs von Arb, der dem Vernehmen nach weit weniger links steht als Departementschefin Sommaruga, wurde auf dem neugeschaffenen Posten eines Beauftragten für Migrationsfragen im Mittleren Osten parkiert. Pikant: Von Arb war der Autor eines internen Papiers über Eritrea gewesen, welches unter anderem die Haltung mehrerer EU-Botschafter wiedergab, laut denen das Land für Rückkehrer als sicher gelten dürfe.

Wie man hört, war Bundesrätin Sommaruga erzürnt darüber, dass dieser Bericht an die Öffentlichkeit gelangte. Die *Handelszeitung* kommentierte diese jüngste Rochade mit den Worten, der «konsequente Rückführer» Urs von Arb sei durch «den lieben Enzo Mascioli» ersetzt worden, der «die tränenreiche und EU-hörige Migrationspolitik Sommarugas orchestriert» habe. Glaubt man der *Handelszeitung*, so soll es auch um die Fachkompetenz des ehemaligen Sekundarlehrers Mascioli nicht zum Besten stehen.

Innerhalb von sechs Monaten ist es bereits der dritte Wechsel im Departement Sommaruga, der intern stark zu reden gibt. Die anderen beiden betrafen nicht das SEM, sondern Sommarugas ureigenes Generalsekretariat. Hier degradierte sie den stellvertretenden Generalsekretär zum Projektleiter und holte sich an seiner Stelle den Leiter der Abteilung Politik aus dem



SP-Parteisekretariat, Stefan Hostettler. Ihre Beraterin in internationalen Angelegenheiten, eine unpolitische und anerkannte Expertin, ersetzte sie durch Michael Bloch, einen Stadtberner Gewerkschaftssekretär und SP-Mitglied. Aus dem Umfeld des Generalsekretariats ist zu hören, dass Sommaruga die Stelle neu bewusst in politische Hände gegeben habe.

Was bedeutet die rote Einfärbung des SEM für die Ausländerpolitik? Kenner der Abläufe betonen, dass bislang zumindest bei den unteren Chargen auf Kontinuität gesetzt werde. So arbeitet Cornelia Lüthy seit einem Jahr offenbar relativ reibungslos mit dem angestammten Personal weiter. Dass ein Bundesrat die Führungspositionen in seinem Departement mit Leuten besetzt, welche seine politischen Überzeugungen teilen, ist nicht per se schlecht. Bei reinen Vollzugsaufgaben allerdings, wo es darum geht, den Willen der Bevölkerung und des Parlaments umzusetzen, hilft eine parteipolitische Ausgewogenheit bei der Akzeptanz.

### Loyalster Vollstrecker

Nun entsteht der Eindruck, eine der mächtigsten Bundesbehörden in einem politisch hochumstrittenen Feld werde konsequent auf Linkskurs getrimmt. Staatssekretär Mario Gattiker, der die Behörde leitet, ist keiner politischen Partei zuzuordnen, bringt aber aus seiner früheren Karriere das Gedankengut sozial orientierter Hilfswerke mit. Er gilt als loyaler Vollstrecker von Sommarugas Willen. Das SEM ist mit 1034 Vollzeitstellen eine der grössten Einheiten der Bundesverwaltung. Für kommendes Jahr sind noch einmal fünfzig zusätzliche Stellen budgetiert. Hält das Stellenwachstum an, so hätte das SEM (früher: Bundesamt für Migration, BfM) sein Personal innerhalb eines Jahrzehnts fast verdoppelt, von 627 Vollzeitstellen unter Justizminister Christoph Blocher (SVP) auf bald über 1100 Vollzeitstellen unter Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP).

Nach Ansicht von SVP-Nationalrat Thomas Aeschi ist die parteipolitische Färbung des SEM auch mit Blick auf die Abstimmung vom 12. Februar über die erleichterte Einbürgerung der dritten Generation problematisch. «Mit einem Schlag würde die Zuständigkeit von den Kantonen und Gemeinden auf den Bund übergehen», so Aeschi. Betroffen wäre schätzungsweise eine Million Ausländer, die neu inhaltlich und finanziell bescheidenere Hürden für eine Einbürgerung zu bewältigen hätten. Die meisten von ihnen stammen aus der Europäischen Union. «Mir ist unwohl bei dem Gedanken, dass linke EU-Befürworter im SEM abschliessend über die Einbürgerung dieser Leute entscheiden.» Das SEM bezeichnet die Zahl von einer Million als fehlerhaft. Zudem würden Positionen «einzig aufgrund der beruflichen Qualifikation» besetzt. Das EJPD betont, die Mehrheit der Mitarbeiter auf Stufe Generalsekretariat sei parteilos. ○

## Justiz

# «Mangel an Sozialkompetenz»

Mit Fulvio Haefeli (SVP) verabschiedet sich eine rare Gegenstimme aus der Asyljustiz. Überraschend kam der Wechsel nicht.

Vorweg die gute Nachricht: Richter Fulvio Haefeli (SVP) wurde nicht zwangsversetzt, wie in linken Kreisen bereits triumphierend gemunkelt wurde. Er hatte sich nach zehn Jahren in der asylrechtlichen Abteilung IV des Bundesverwaltungsgerichtes (BVGer) aus freien Stücken für einen Wechsel in die neugeschaffene VI. Abteilung entschieden, die sich übrigens auch mit Ausländerrecht befasst. Die schlechte Nachricht: Die Dauerattacken von links haben gemäss Insidern durchaus «eine gewisse zermürbende Wirkung entfaltet». Offizielle Statements gibt es zu diesem Punkt natürlich nicht.

Der sechzigjährige SVP-Richter steht seit geraumer Zeit im medialen Fadenkreuz, weil er härtere Entscheide fällt als die mehrheitlich links-grünen Richter unserer Asyljustiz. Dies zeigt eine systematische Auswertung des *Tages-Anzeigers* von Urteilen, die zwar Unschärfen aufweist, in der Tendenz aber zutreffen dürfte. Links-grüne Asylrichter heissen etwa doppelt bis dreimal so viele Beschwerden gegen Wegweisungen gut. Dass sich die Kritik nicht etwa gegen die Softies richtet, sondern gegen rechte «Schreckrichter», versteht sich von selbst.

In den meisten Rechtsgebieten spielt die Parteizugehörigkeit der Richter kaum eine Rolle. Der Asylbereich ist eine Ausnahme. Das hat zum einen damit zu tun, dass es nur selten um das Asyl an sich geht, also um eine konkrete individuelle Verfolgung. In der Regel wird darüber entschieden, ob eine Rückschaffung zumutbar ist – sei es wegen Konflikten in der Heimat, sozialer Härte, fehlender Papiere oder ganz einfach wegen der langen Verfahrensdauer. Objektive Kriterien gibt es für solche Entscheide nicht, das richterliche Ermessen ist fast grenzenlos.

### Pinguin in der Sahara

Es hat aber auch mit den Wurzeln des höchsten Asylgerichtes zu tun. Vor zehn Jahren wurde die von NGO-Aktivistinnen und linken Seilschaften durchgedrungene Asylrekurskommission fast nahtlos ins neugeschaffte



Im Fadenkreuz: Haefeli.

ne Bundesverwaltungsgericht integriert. Die unverhofft in höchst richterliche Würden katapultierten Drittweltisten machten sich einen Sport daraus, fast jede demokratisch beschlossene Verschärfung der Asylpolitik mit Verweis auf angeblich übergeordnetes Recht zu neutralisieren (*Weltwoche* Nr. 39/14, «Sabotage von oben»).

Die SVP war unter den Asylrichtern anfänglich kaum präsent, erst recht nicht mit Richtern, welche das Weltbild der Partei vertreten. Fulvio Haefeli, der nie einen Hehl aus seiner rechtskonservativen Gesinnung gemacht hat, muss sich vorgekommen sein wie ein Pinguin in der Sahara.

## Die Dauerattacken haben «eine gewisse zermürbende Wirkung entfaltet».

Bei seiner Wahl 2007 gab es massiven Widerstand von links. Fachlich konnte man ihm nichts anhängen, kritisiert wurde lediglich ein «Mangel an Sozialkompetenz». Es ist die altbewährte Moralkule, die auf den Charakter abzielt und den Andersdenkenden zu einem Unmenschen degradiert.

### Auferlegte Solidarität

Die Masche ist so billig wie verlogen. Wenn ein Richter von seiner Amtsstube aus selbstherrlich die Grenzen öffnet für Zuwanderer aus aller Welt und dem Volk Solidarität auferlegt, zeugt das weder von Grösse noch von besonderer Menschlichkeit und erst recht nicht von moralischer Überlegenheit. Denn die echte Herausforderung, die Integration von Immigranten, die sich zusehends als nicht integrierbar erweisen, überlässt er anderen – und wäscht sich die Hände in Unschuld. Charakterstärke und soziale Verantwortung legt an den Tag, wer dieser wohlfeilen Versuchung widersteht. Richter Fulvio Haefeli hat das zehn Jahre lang getan. Dafür gebührt ihm Dank und Achtung.

Alex Baur

# Meuchelei aus Felsberg

Ihr Geschäftsmodell bleibt der Verrat. Ex-Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf attackiert die von ihr selber aufgegleiste Unternehmenssteuerreform III.

Von Christoph Mörgeli

Nein, beteuerte die Finanzministerin bei der Ankündigung ihres Rücktritts im Dezember 2015 hoch und heilig: Sie habe keine Angst, mit der neugewonnenen Freizeit nicht umgehen zu können. Man werde von ihr «sicher keine Kommentare zu politischen Themen auf Bundesebene» mehr hören. Die ihr wie immer devot zu Füssen liegende *Südschweiz* protokollierte diese Aussage ehrfürchtig. Doch wer Widmer-Schlumpfs notorisch belastetes Verhältnis zur Wahrheit kennt, nahm auch diese Prophezeiung nicht zum Nennwert. Diese Woche hat sie das verheissene Schweigen denn auch auf dem Misthaufen ihrer sonstigen Unwahrheiten kompostiert.

Gegenüber dem Boulevardblatt *Blick* warb die frühere Bundesrätin nämlich für die erleichterte Einbürgerung, also exakt ein «politisches Thema auf Bundesebene», das sie so vollmundig zu vermeiden versprochen hatte. Gleichzeitig übte sie massive Kritik an der Un-

---

«Sie hat die Reform mit den Kantonen aufgegleist und ihr im Bundesrat den Stempel aufgedrückt.»

---

ternehmenssteuerreform III. Diese sei aus der Balance geraten: «Der neue Nationalrat hat dann die zinsbereinigte Gewinnsteuer eingefügt.» Hier nun liess sich die Felsbergerin bei einer glatten Lüge ertappen. Es war sie selber, welche die zinsbereinigte Gewinnsteuer vorgeschlagen hatte. Sie verrät also nicht nur andere, sondern – als Steigerung – auch gleich noch sich selber. Nach ihrer Stimmabgabe vom 12. Februar zur Vorlage von Bundesrat, Parlament und Kantonen befragt, antwortete sie den *Blick*-Journalisten: «Das sage ich Ihnen nicht.» Damit garnierte die Ex-Finanzministerin ihren charakterlosen Hinterhalt auch noch mit Feigheit.

## «Respekt und Toleranz»

Dass die Architektin der Unternehmenssteuer nun ihre eigene Konstruktion wie ein verwöhntes Kind wieder zerstört, sorgt bei den Befürwortern gerade angesichts des erwarteten knappen Abstimmungsausgangs für Entrüstung. Noch Ende 2015 hatte sich Widmer-Schlumpf für die Vorlage in ihren Hoforganen feiern lassen: «Sie hat die Reform zusammen mit den Kantonen aufgegleist, sie hat ihr im Bundesrat den Stempel aufgedrückt» (*Aargauer Zeitung*). Diesem Gesamtbundesrat, vor allem aber ihrem Nachfolger, Finanzminister Ueli Maurer, fällt



*Schriller Zwischenruf:* alt Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

die einstige Kollegin jetzt aufs unkollegialste in den Rücken. Ausgerechnet sie, die ihre mit den Linken eingefädelte Bundesratswahl mit dem Aufruf zu «Respekt und Toleranz» verbunden hatte. Widmer-Schlumpfs Intervention kommt aber auch einer schallenden Ohrfeige an ihre eigene Partei gleich, also an jene BDP, die sie 2008 einzig zum Zweck ihres Machterhalts hatte gründen lassen. Parteikollegen wie Martin Landolt und Barbara Janom Steiner als Bündner Finanzdirektorin reagierten denn auch gleichermassen konsterniert.

Unsere Bundesräte entscheiden über ihren Rücktritt in aller Regel völlig frei und autonom. Es gehörte als fester Bestandteil der Kollegialität zum guten Stil, dass sich freiwillig zurückgetretene Landesväter und Landesmütter nicht

mehr in die Geschäfte ihrer Nachfolger einmischten. Mit guten Gründen sind auch in der Wirtschaft Äusserungen von ausgeschiedenen Managern zum Zustand ihrer womöglich börsenkotierten Firmen ein absolutes Tabu. Während Bundesräte wie etwa Kaspar Villiger, Arnold Koller, Joseph Deiss oder Ruth Metzler nach ihrem Rücktritt vorbildlich schwiegen, brachten Otto Stich, Pascal Couchepin und Micheline Calmy-Rey diese Disziplin nicht auf. Wenn aber Eveline Widmer-Schlumpf eine von ihr selbst aufgegleiste Vorlage noch auf der Zielgeraden abzuschliessen versucht, bedeutet dies allerdings eine neue Eskalationsstufe ungefragter altbundesrätlicher Einmischung.

Wenn sich die Bündnerin nun dasselbe Recht wie ihr 2007 abgewählter Widersacher Chris-



troph Blocher herausnimmt, macht sie in erster Linie deutlich, dass ihr Rücktritt vor eineinhalb Jahren nicht ganz so freiwillig war, wie sie selber die Öffentlichkeit glauben machte. Bis zuletzt klammerte sie sich zäh an ihr Amt, und da ihr klar war, dass sie nur auf die Stimmen der Linken und Halblinken zählen konnte, brachte sie diesen ein politisches Geschenk nach dem andern dar. Neben der kaltblütigen Bestattung des Bankgeheimnisses und der Übernahme des automatischen Informationsaustausches gegenüber Ausländern köderte die Finanzministerin das linke Lager mit einer Revision des Steuerstrafrechts, das den Banken die Rolle von Steuerpolizisten zuwies. Vor allem aber

### Eveline Widmer-Schlumpf ist eben keine «Bürgerliche». Sondern eine in der Wolle gefärbte Etatistin.

wollte sie die Unternehmenssteuerreform III unbedingt mit einer mittelstandsfeindlichen Kapitalgewinnsteuer beladen, die niemals ein Volksmehr gewonnen hätte. Wollte sie vielleicht die Vorlage schon damals zum Kentern bringen? Sicher ist, dass erst der Ausgang der Wahlen von 2015 und die rein rechnerisch zu befürchtende Abwahl den Ausschlag dafür gaben, dass die Hartnäckige nicht zu einer dritten Amtsdauer antrat. Das Erstarken der SVP nicht zuletzt in ihrem eigenen Kanton und der Triumph von Magdalena Martullo-Blocher erzwangen förmlich ihren Rücktritt, der den Weg zum zweiten SVP-Bundesratssitz frei machte.

#### Voreiliger Jubel

Doch Widmer-Schlumpfs Attacke gegen die Unternehmenssteuerreform schafft auch in anderer Beziehung Klarheit: Indem sie eine Vorlage zerzaust, die im gesamten bürgerlichen Lager, bei 25 Kantonen sowie bei allen Wirtschaftsverbänden aufs breiteste abgestützt ist, enttarnt sie unfreiwillig einen tatsachenwidrigen Mythos: Eveline Widmer-Schlumpf ist – entgegen den ständigen Beteuerungen etwa ihrer Biografen Andrea Hämmerle oder Esther Girsberger – eben keine «Bürgerliche». Sondern eine in der Wolle gefärbte Etatistin und Fiskalistin, deren Politik sich von derjenigen der SP und der Grünen kaum unterscheidet.

Dumm ist nur, dass Widmer-Schlumpfs schriller Zwischenruf bei der Abstimmung über die Unternehmenssteuerreform III einen gegenteiligen Effekt auslösen könnte. Möglicherweise haben Levrat und Konsorten etwas voreilig über die unerwartete Hilfe aus Felsberg gebubelt. Denn zur Sorge Anlass gaben für die Befürworter der Steuerreform vor allem die SVP-Wähler, die gemäss Umfragen zu 40 Prozent Nein stimmen wollen. Die Tatsache, dass sie sich jetzt plötzlich im Lager der ungeliebten Verräterin von 2007 wiederfinden, dürfte sie in Scharen ins Ja-Lager treiben. ○

## Schweiz–Palästina

# Schweigen zu hohen Löhnen

## Das Aussendepartement gibt keine Auskunft über die Finanzierung von Hilfswerken in Palästina. Geht es um Verschwendung?

W Weil es sich angeblich für Menschenrechte in den palästinensischen Gebieten einsetzen will, gibt das Departement von Didier Burkhalter dort mehrere Millionen Franken aus. Doch wenn man Einzelheiten über die Effizienz der Mittelverwendung in Erfahrung bringen will, verweigert das Aussendepartement (EDA) die Auskunft.

Details, so heisst es in einem EDA-Schreiben vom 11. Januar, dürften nicht bekanntgegeben werden. Jede Person hat zwar laut Gesetz das Recht, amtliche Dokumente einzusehen und von den Behörden Auskünfte über den Inhalt amtlicher Dokumente zu erhalten. Es gebe aber Ausnahmen. Und diese macht sich das EDA zunutze, um Transparenz über die Gelder zu verweigern, die die Eidgenossenschaft in den palästinensischen Gebieten einsetzt.

#### Klar geregelte Bedingungen

Damit verletzt das Aussendepartement aber die Kriterien, zu denen es sich bekannt hatte, als es sich mit skandinavischen Ländern zusammentat, um gemeinsam ein Sekretariat zu finanzieren, das seinerseits palästinensische Menschenrechtsorganisationen mitfinanziert. Dieses ist an der palästinensischen Bir-Zeit-Universität angesiedelt – und sehr komfortabel ausgestattet.

Als das EDA vor vier Jahren den Vertrag unterschrieb, waren die Bedingungen für die finanzielle Aufsicht klar geregelt. Regelmässig sollte eine unabhängige Firma die Effizienz der Programme prüfen. Bern wollte wissen, ob die rund drei Millionen, die die Schweiz den Menschenrechtsorganisationen hatte zukommen lassen, gut und zielgerecht eingesetzt worden waren. Im Vertrag sind Termine festgelegt, da Untersuchungsberichte zu Finanzen und Erfolgen abgeliefert werden müssen.

Weil sich nun die Informationsverweigerung des EDA auf exakt diese Prüfungsberichte bezieht, kommt der Verdacht auf, dass das Kosten-Nutzen-Verhältnis unbefriedigend ausfällt.

Ein Blick auf das Budget des Sekretariats erhärtet diese Vermutung. Allein das Büro, das die Mittel aus der Schweiz und aus Skandinavien verteilt, verursacht insgesamt Lohnkosten von knapp drei Millionen Franken pro Jahr. Einzelne Palästinenser,

die für dieses Sekretariat arbeiten, beziehen exorbitant hohe Löhne, die alles andere als ortsüblich sind. Sie sind selbst für Schweizer Verhältnisse beachtlich, doch in den palästinensischen Gebieten wirken sie schon fast unverschämt. So bezieht der Programmdirektor während der Ausführungsphase ein Salär von umgerechnet rund 230 000 Franken, der Manager des Sekretariats «verdient» umgerechnet gar 320 000 Franken, und der Fonds- und der Finanzmanager bringen es zusammen auf über 500 000 Franken.

#### Ausgaben erhöht

Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – hat das EDA sein Engagement zugunsten dieses Sekretariats massiv erhöht. Statt der ursprünglich für die Jahre 2013 bis 2017 zugesagten drei Millionen fliessen nun bis 2018 mehr als fünf Millionen Franken ans Sekretariat, wie der Internetseite der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit zu entnehmen ist. Das EDA begründet die Erhöhung «mit der Verschlechterung der Menschenrechtslage in den besetzten Gebieten».

Seine Informationsverweigerung zur Effizienz der Mittel rechtfertigt das Aussendepartement mit dem Gesetz. Wenn aussenpolitische Interessen der Schweiz beeinträchtigt werden könnten, dürften Berichte zurückgehalten werden.

Offen bleibt allerdings die Frage, warum Informationen über die Mittelverwendung von Menschenrechtsorganisationen die aussenpolitischen Interessen der Schweiz tangieren. Soll etwa vertuscht werden, dass viele der begünstigten NGOs eine krass antiisraelische Agenda verfolgen? Einige, die Gelder aus der Schweiz erhalten, sind aktiv in der BDS-Bewegung, die den Boykott israelischer Produkte propagiert, andere fallen durch plumpe antisemitische Rhetorik auf oder haben Verbindungen zu Terrorgruppen.

Bei den meisten Begünstigten muss man sich deshalb fragen, wie wichtig ihr Beitrag für die Menschenrechte tatsächlich sei, für den sie von der Schweiz mit Steuergeldern unterstützt werden. Wer weiss: Vielleicht hat die Informationsverweigerung des EDA nichts mit aussenpolitischen Sensibilitäten zu tun, die vorgeschoben werden. Umso mehr aber mit der Frage, wie diese Millionen verwendet werden. *Pierre Heumann*

# Blättern wie im Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können von jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



## Zen in der Zentralschweiz

In Einsiedeln, wo einst der christliche Mönch Meinrad hauste, hat ein Japan-Rückkehrer seinen eigenen Zen-Tempel eröffnet. Besuch bei Masan Doam alias Marcel Reding. *Von Maurus Federspiel*

Es ist ein kleines Einfamilienhaus an der Hauptstrasse vis-à-vis einer Tankstelle, nur die kleine Tafel mit der Aufschrift «Eremita Zen Haus» verrät die Umwidmung. Brennholz ist neben dem Eingang gestapelt. Die Einrichtung ist schlicht, aber dabei nicht von der humorlosen ästhetischen Penibilität, die man von einem japanischen Tempel auf Schweizer Boden erwarten könnte; manche der Wände sind rot, blau oder grün bemalt, im Meditationsraum klettern bunte Abdrücke von Kinderhänden zur Decke hoch, auf einem Aufkleber in der Küche steht: «Drink more coffee, do stupid things faster.» Sympathisch.

Masan Doam, der Leiter des vor zwei Jahren gegründeten Schwyzer Tempels, hiess ursprünglich Marcel Reding. Er ist Ende dreissig, trägt Arbeitshose und Pullover, scheint robust und auf unpriesterliche Weise umgänglich. Schon als Kind sei er fasziniert gewesen von den Toten, die im Friedhofskarner aufgebahrt lagen – Fleisch ohne Geist, die Frage nach dem Wesentlichen in Gestalt eines entseelten Körpers. Die Mutter schenkte ihm als Vierzehnjährigem ein Buch mit Zen-Dialogen, er fand, man könne nicht präziser ausdrücken, was Leben und Sterben sei. Diesen Logos wollte er verstehen lernen; den Weg dahin ging er in bemerkenswerter Entschlossenheit: Nach der Lehre als Chemielaborant, der nachgeholt Matura und einigen Semestern Mathematik- und Philosophiestudium machte er sich auf nach Japan, um selber Mönch zu werden.

### «Niemand sagt dir etwas»

Zum Einstieg wartete er eine Woche lang auf den Knien vor dem Klostertor ausserhalb Kiyotos, wurde nur jeweils für die Mahlzeiten und drei Stunden Schlaf eingelassen. Ein Vorgeschmack auf die strenge Zucht, die folgte: «This is a crazy place», warnte ihn der Abt. Den Klosterbrüdern war es verboten, mit ihm Englisch zu sprechen; er musste sich Japanisch aneignen: «Wenn man Hunger hat, lernt man schnell.» Erklärungen erhielt er allerdings keine. «Niemand sagt dir etwas.» Es würde den Klosteroberen zu viele Umstände machen, die Neulinge einzuführen; sie sollten durch Beobachtung lernen, was zu tun sei: im Garten arbeiten, kochen, meditieren, schlafen,

zur richtigen Zeit aufstehen und die anderen wecken.

### Vermählung von Ost und West

Ein Fehler wird dem Neuling zugestanden (etwa, den Reis anbrennen zu lassen), beim zweiten setzt es Prügel. Jede Woche zerbrechen ein halbes Dutzend Stöcke – «Ermutigungsstäbe» genannt – auf dem Rücken der Mönche; die Malträtierten schlafen in Seitenlage. Im Kloster wird nicht geheizt, die Fenster bestehen aus Reispapier, die Mönche gehen barfuss. Der private Bezirk besteht aus dem Viereck einer Matte mit Wolldecke, die je nach Tagesaufgabe in der Zeremonienhalle, im Büro oder in einem Winkel der Küche ausgelegt wird. Wegen der ständigen Übernachtung schläft man bei der Meditation regelmässig ein. Wer auf die Toilette muss, fragt um Erlaubnis. Es ist ein harsches System, das auf die Schulung der Samurai zurückgeht und sich seit 400 Jahren nicht gewandelt hat.

Reding absolvierte seine Wanderzeit, begann am nördlichsten Punkt Japans, reiste im Almosengang 5000 Kilometer durchs Land. Er stellte sich auf einen Platz, rezitierte Gebete, in der Hoffnung auf eine Spende, erhielt einmal ein Festmahl und ein bezahltes Hotelzimmer, schlief ein anderes Mal hungrig im Wald. Ein Westeuropäer aus Zürich Affoltern, der solche Strapazen auf sich nimmt, bringt damit eine fundamentale Sehnsucht zum Ausdruck; tatsächlich habe ihm der insgesamt zehnjährige Klosteraufenthalt ein Gefühl von Heimat eingebracht.

Die Gründung des hiesigen Tempels soll es ermöglichen, dieses geistige Heimatgefühl weiterzuvermitteln. Dabei versucht

Reding, einen folkloristischen Kulturimport aus Asien zu vermeiden: Die Begriffe wollen übersetzt werden (wobei aus «Zen» schlicht «Weisheit» wird, aus «Dharma» «Gesetz», «Karma» vorläufig «Karma» bleibt), die Praktiken westlichen Gepflogenheiten angepasst (etwa, dass wir keine Sitzkultur haben und nicht mit Stäbchen essen), der Zen-Garten ist ungepflegt und frei von Bonsai-Bäumen und wird von ein paar Hühnern heimgesucht. Das Spirituelle und die Realitäten des Alltags sollen nicht getrennt sein.



Nach einer halben Stunde fühle ich mich klarer, ja, auf subtile Weise heiter.





*Fundamentale Sehnsucht: Zen-Mönch Masan Doam.*

Vielleicht ist die Vermählung von Ost und West hier allerdings noch nicht so vollständig durchgeführt, wie es einem Hugo Lassalle (1898–1990) vorschwebte, der als Jesuitenpater und begeisterter Zen-Mönch versuchte, die Zen-Meditation mit christlicher Mystik und abendländischen Bedürfnissen zu verschmelzen.

Reding möchte Politik und Religion sauber voneinander scheiden: Politik sei für das Gesetz zuständig, da habe sich die Religion nicht einzumischen, die ganz ins Subjektive gehe. Ich frage, ob es denn nicht ein Gewissen gebe, bei dem das Subjektive auch gegen das Gesetz stehen könne? Ob es keine Entscheidungsquelle im persönlichen Empfinden gebe (was uns individualistischen Europäern doch so wichtig ist)? Er will sich dazu nicht äussern. Es scheint ein wenig, als habe diese Frage keinen

Platz – so wenig, wie sie im feudalistischen Japan Platz gehabt haben mochte.

Die Überlegenheit der buddhistischen Denkformen, die ja alles Persönliche als letztlich illusionär abtun, ist ihm selbstverständlich genug, dass er auch den Einsiedler Meinrad und Niklaus von Flüe zu Suchenden nach dem Logos (in seinem Sinne) erklärt; Katholiken seien sie keine gewesen. Ich bemerke, dass der Logos in der christlichen Tradition für den personifizierten Gottessohn stehe; Reding meint, der Glaube an einen personalen Gott sei nur Politik.

Eine kleine Irritation hinterlässt die Praxis. In der Sitzmeditation sind wir zu dritt, der Hausgast, ein portugiesischer Schachlehrer, schlägt sich in eine Decke ein und rührt sich nicht mehr, ich tue es ihm gleich. Die Zen-

Meditation ist nicht kompliziert, im Kern besteht sie nur darin, die Gedanken immer wieder ziehen zu lassen (dass sie sich immer wieder aufs Neue anschleichen, wird ihnen zugestanden); indem man sich nicht rührt, verringert man Sinneseindrücke und Empfindungen, die zusätzliche Ablenkungen schaffen. Es gehe, so Reding, um ein kleines Geschenk von Raum und Zeit. Nach einer halben Stunde fühle ich mich tatsächlich klarer, ja, auf subtile Weise heiter. Anschliessend werde ich eingeladen, die Zen-Weisheit im traditionsgemässen Zwiegespräch zu erörtern.

In der ungeheizten Bretterbude im Hinterhof ist ein kleiner Schrein eingerichtet worden. Reding – Masan Doam – sitzt im perfekten Lotussitz auf einem Podest, trägt jetzt den vollen Ornat samt blauem Kesa-Umhang und hellbraunem Rakusu-Beutel, die Arme und Hände sind unter dem weiten Stoff verborgen, vor ihm liegt ein Stock. Ich werde eingeladen, auf dem Stuhl etwas unterhalb Platz zu nehmen. Er fragt, was weh tue, wenn er mich zwicke – der Körper oder der Geist? Ich sage: «Nur die Stelle, an der ich gezwickt werde.» Er fragt noch einmal: «Körper oder Geist?» Ich komme ihm entgegen: Es sei dann wohl ein körperlicher Schmerz. Ich solle bitte die Frage korrekt beantworten: «Körper oder Geist?» Da ich nur die beiden Antworten zur Verfügung habe: «Weder noch.»

### Wo fängt das Holz an?

Er setzt neu an: Das Auge sehe, aber es könne sich selber nicht sehen, oder? Ich zucke mit den Schultern: «Ausser, wenn ich in den Spiegel schaue.» Er wirkt jetzt leicht ungeduldig: «Da sieht das Auge also sich selber?» Ich scheine es nicht zu kapieren. «Ja», sage ich, «innen ist es braun, aussen weiss – mein Auge im Spiegel.» Er sagt kopfschüttelnd, ich sei offenbar noch nicht so weit. Ich frage nicht nach, was das heisst.

Er macht einen dritten Versuch: Wenn ich Holz anfasse, könne ich dann sagen, wo mein Finger aufhöre und wo das Holz anfange? Obwohl ich ahne, was ich zur Antwort geben sollte, sage ich: «Ja.» Er wiederholt die Frage, ich wiederhole meine Antwort: Ja, das könne ich problemlos. Er sagt zweimal: Also, er könne das nicht; er könne das nicht. Die etwas gereizt klingende Wiederholung soll mir wohl zu verstehen geben, dass ich es dann ja doch erst recht nicht zu können glauben solle. Die dialogische Erörterung ist damit zu Ende, ich werde verabschiedet.

Man kann bei einem Besuch in Einsiedeln die Klosterkirche nicht einfach aussparen. In der Klosterkirche Einsiedeln fühle ich mich kurz darauf seelisch etwas diabetisch ob all des barocken Zuckergusses, der süssen Engel und Heiligen an den Wänden und der Decke. «Dreimal am Tag Salziges» gab es im japanischen Kloster. Der Reiz auf mich ist gering. ○

# «Man muss Migranten diskriminieren»

Die Migrationsströme nach Europa werden nicht abreißen. Der linke New Yorker Starökonom Branko Milanovic hat einen verblüffenden Lösungsvorschlag: das gute alte Saisonnierstatut.

Von Wolfgang Koydl

Branko Milanovic kennt sich aus mit all den Gründen, aus denen Menschen ihre Heimat verlassen. Er wurde in Jugoslawien geboren, jenem Land, das Hunderttausende seiner Bürger als Gastarbeiter in den Norden schickte, auch in die Schweiz.

Heute lebt der Serbe in New York, wo er an der City University Ökonomie unterrichtet. Der bärtige 64-Jährige mit dem gemütlichen Habitus eines balkanischen Kneipenwirts befasst sich mit der Ungleichheit sowie mit ihren Gründen und Konsequenzen. Als Erster hat er das Phänomen nicht nur auf nationaler, sondern auch auf globaler Ebene untersucht. Sein Buch «Global Inequality» ist weltweit zum Standardwerk geworden. Vor kurzem ist es auf Deutsch erschienen («Die ungleiche Welt»).

## Probleme in einer nicht idealen Welt

Sein Fazit: Global gesehen, ist das Ungleichgewicht geschwunden, dank wachsenden Wohlstands in Ländern wie Indien oder China. Gestiegen ist es hingegen in den einst reichen Ländern Westeuropas und Nordamerikas. Dort leben die Verlierer der Globalisierung, und immer mehr von ihnen machen ihrem Ärger an der Wahlurne Luft. Dies hat in Grossbritannien zum Brexit und in den USA zu Präsident Donald Trump geführt.

Hauptfaktor für den Zorn ist oft die unkontrollierte Massenzuwanderung. Sie sei ihrerseits mit der Globalisierung verknüpft, wie Milanovic am Rande einer Veranstaltung des Gottlieb-Duttweiler-Instituts erklärte: «Dabei ist Migration grundsätzlich eine gute Sache, sowohl für den Migranten als auch für das Aufnahmeland.»

Denn Zuwanderung erhöhe natürlich die Einkommen der Migranten. «Wenn dem nicht so wäre, dann gäbe es auch keine Zuwanderung aus ländlichen Gebieten nach Zürich», meint der Wissenschaftler. Global würde Migration sowohl der Wirtschaft der Herkunftsländer – durch Überweisungen der Migranten – als auch jener der Gastländer dienen – durch eine Belebung der Wirtschaft. Branko Milanovic unterstreicht, dass er von einem Idealfall ausgehe, in dem «Migranten wie Avatare sind und nicht Menschen mit Sehnsüchten, Fehlern, Schwächen und Ansprüchen».

Doch da die Welt nicht ideal sei, beginnen die Probleme, so Milanovic, «wenn Zuwanderer eigene soziale und kulturelle Normen mit-



Klare Regeln: Wissenschaftler Milanovic.

bringen, die den Menschen der Aufnahme-länder fremd sind oder deren eigene Normen zu zersetzen drohen». Es sei verständlich, wenn dann in diesen Gesellschaften das Gefühl entstehe, bedroht und überrannt zu werden. Die Folge sei Widerstand, der sich zunächst politisch artikuliere. Er könne aber auch gewaltsame Züge annehmen, etwa in Anbetracht der Tatsache, dass der Strom von Wirtschaftsflüchtlingen, zumal aus Afrika, nicht abnehmen, sondern eher anschwellen werde – aus drei Gründen: Demografie, Ökonomie und Geografie.

## «Europa liegt gleich um die Ecke»

«Erstens», zählt Milanovic auf, «werden in Afrika südlich der Sahara 2040 doppelt so viele Menschen leben wie in Europa. Zweitens verdienen Europäer im Schnitt zehnmal mehr als Afrikaner. Und drittens reicht ein Blick auf die Landkarte: Europa liegt gleich um die Ecke, man kann es notfalls zu Fuss erreichen.»

Stoppen lässt sich ein derartiger Strom nicht, davon ist nicht nur Milanovic überzeugt, sondern höchstens kanalisieren: Kein Damm sei hoch genug, als dass er nicht brechen oder überspült werden könnte. Die Lösung des Serboamerikaners ist nicht neu, aber brisant: die zeitlich und örtlich genau

bemessene Beschäftigung von ausländischen Arbeitskräften. Kurz: Saisonniers.

## Positives Beispiel Singapur

Katar und andere Staaten am Persischen Golf wenden dieses System in einer harschen Form an. Nicht nur die nepalesischen Bauarbeiter, welche die Stadien für die Fussballweltmeisterschaft 2022 errichten, werden in sklavenähnlicher Abhängigkeit gehalten, sondern auch philippinische Dienstmädchen oder koreanische Krankenschwestern. Als positives Beispiel nennt Milanovic hingegen Singapur.

Linke, nicht nur in der Schweiz, werden aufschreien bei diesem Vorschlag, und auch

## Kein Damm sei hoch genug, als dass er nicht brechen oder überspült werden könnte.

der New Yorker Professor gibt zu, dass das Konzept manchen Überzeugungen zuwiderläuft. «Im Westen glaubt man noch immer, dass jeder Zugewanderte irgendwann den Pfad der Einbürgerung beschreiten können soll», meint er. «Doch im Zeitalter der Globalisierung muss man das dringend überdenken.»

Milanovic spricht sich klar für eine Diskriminierung der Arbeitsmigranten gegenüber Einheimischen aus: «Sie dürfen nicht generell dieselben Rechte haben wie Zugang zu Sozialleistungen oder Arbeitslosengeld», betont er. Sie seien Zeitarbeiter, deren Verträge und Aufenthaltsdauer auf drei, vier oder fünf Jahre beschränkt sein sollten. Ihre Beschäftigung könne auch an einen bestimmten Arbeitgeber gebunden sein: «Geht der bankrott, muss der Gastarbeiter das Land verlassen.»

Entscheidend sei jedoch zweierlei: Dem Migranten müsse von Anfang an klar sein, dass er nur für einen bestimmten Zeitraum und für einen bestimmten Zweck ein Aufenthaltsrecht genießt: um Geld zu verdienen. Und: Die Ausreise von Zeitarbeitern, deren Vertrag beendet ist, müsse konsequent durchgesetzt werden: «Sonst bricht dieses System zusammen.»

Branko Milanovic: Die ungleiche Welt. Suhrkamp. 312 S., Fr. 36.90





Essay

# Schizophrene Schweiz

Die Schweiz funktioniert bestens. Trotzdem geht in der Politik die Angst um, wir würden den internationalen Anschluss verlieren. Beispiele aus dem Bildungs- und dem Gesundheitswesen zeigen: Ausländische Modelle sind selten Vorbilder.

Von Mathias Binswanger

Wenn man politische und wirtschaftliche Debatten in der Schweiz verfolgt, stellt man eine eigenartige Schizophrenie fest. Auf der einen Seite sind Schweizer stolz auf ihr Land, ja neigen manchmal fast zu Überheblichkeit. Wir haben das Gefühl, alles besser zu machen als andere Länder, und wir sind uns selbst das grösste Vorbild. Doch das ist nur die eine Seite der Schweizer Seele. Auf der andern Seite gibt es eine panische Angst, den internationalen Anschluss zu verpassen und mit anderen Ländern nicht mehr mithalten zu können. «Jetzt können wir keinen Sonderzug mehr fahren» lautet die Devise, und wir müssen so schnell wie möglich alle nicht EU-konformen, nicht WTO-konformen, nicht Bologna-konformen oder nicht Pisa-konformen Regelungen abschaffen.

Besonders in der Politik wird der Stolz auf die Schweiz immer mehr durch die Angst vor dem Sonderfall verdrängt. Dies hat dann fatale Konsequenzen. So schaffen wir in vorauseilendem Gehorsam gerade die Errungenschaften ab, auf die wir letztlich stolz sind. Und führen dann zeitlich verzögert, aber mit umso grösserer Akribie Systeme und Bestimmungen auch noch ein, die sich im Ausland nicht bewährt haben.

## Auffangbecken für Schwachbegabte

Das wohl beste Anschauungsbeispiel liefert das Bildungswesen. Einerseits ist man stolz auf unser duales System mit der bewährten Berufslehre und wird nicht müde, zu betonen, dass wir eines der besten Systeme der Welt haben. Gleichzeitig wird dieses System jedoch heimlich entwertet. Man möchte immer mehr Maturanden, Bachelors und Masters, weil der Anteil der Menschen mit tertiärem Bildungsabschluss im Vergleich zu den meisten Ländern sehr tief ist. Auf diese Weise sorgt man für eine schleichende Verakademisierung unseres Bildungssystems. Am Schluss bleiben nur noch diejenigen Praktiker, die es in der Schule trotz ständig sinkenden Anforderungen nicht schaffen. Dadurch sinkt aber die Qualität bei Handwerkern und Technikern, und zunehmend sind Unternehmen auf Ausländer und Ausländerinnen angewiesen, um genügend qualifizierte Mitarbeiter zu finden.

Die hausgemachte Entwertung der dualen Berufsbildung ist umso absurder, weil diese im Ausland immer höheres Ansehen genießt. So weilte letztes Jahr der US-Arbeitsminister in der

Schweiz, um sich genauer mit dem System der Schweizer Berufslehre vertraut zu machen. Dieses wird in den USA mittlerweile als ein wichtiges Element zur Steigerung der Zahl qualifizierter Arbeitskräfte gesehen. Doch statt diese Stärke des Schweizer Bildungssystems weiter zu entwickeln, wird die Berufslehre zum Auffangbecken für Schwachbegabte degradiert.

Ganz ähnliche Tendenzen lassen sich auch im Schweizer Gesundheitswesen beobachten, welches ebenfalls seit langer Zeit einen guten Ruf genießt. Doch was sich bewährt hat, darf



*Eines der besten Systeme der Welt: Berufslehre.*

nicht bleiben. Also wurden im Jahr 2012 wie zuvor schon in vielen anderen Ländern sogenannte Fallpauschalen (Swiss DRGs) zur Spitalfinanzierung eingeführt. Stationäre Behandlungen in Spitälern werden seither pauschal mit einem fixen Betrag abgegolten, egal wo und wie die Behandlung erfolgt. Auf diese Weise sollte ein Kostenwettbewerb zwischen den Spitälern in Gang gesetzt werden.

In Wirklichkeit wusste man im Jahr 2012 aber dank langjährigen Erfahrungen im Ausland bereits, dass Fallpauschalen Anreize zu Mengenausweitungen und damit auch Kostenerhöhungen setzen. Spitäler «sparen» nach der

Einführung von Fallpauschalen vor allem dadurch, dass sie ihre Kosten zulasten von Rehabilitationszentren, Pflegeheimen und der ambulanten Versorgung reduzieren, wo die Kosten dann entsprechend ansteigen. Und zweitens versuchen Spitäler möglichst viele und möglichst hohe Fallpauschalen herauszuholen, wie man in Deutschland leicht erkennen kann. Dort wurden die Fallpauschalen bereits im Jahr 2004 eingeführt mit teils drastischen Folgen. Es kam zu einer starken Zunahme bei den Operationen, für die es hohe Pauschalen gibt. Das ist etwa der Fall bei Kniegelenk- und Hüftgelenkoperationen. Allein die Zahl der Knieoperationen nahm von 2005 auf 2011 um rund 75 Prozent zu. Doch all dieses Wissen wurde in der Schweiz geflissentlich ignoriert.

## Bewährte lokale Vetterliwirtschaft

Das sind nur zwei Beispiele, und wir können die Liste problemlos verlängern. So hat sich die Schweiz 1999 in einem Abkommen mit der EU verpflichtet, Beschaffungen von Gütern und Dienstleistungen international auszuschreiben. Dadurch wurden die traditionell unbürokratischen, nicht immer gerechten, aber bewährten lokalen Vetterliwirtschaften durch oftmals bürokratische und aufwendige Ausschreibungswettbewerbe ersetzt, deren Resultate dann regelmässig vor Gericht angefochten werden.

Oder nehmen wir die öffentliche Verwaltung, in welcher seit den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts verschiedene Kantone und Gemeinden glaubten, auch auf den Zug des sogenannten New Public Managements aufspringen zu müssen. Das Schweizer Schlagwort dafür lautete «Neue Verwaltungsführung» (NEF) – diese versandete inzwischen in den meisten Kantonen kläglich. Das hält den Bund jedoch nicht davon ab, ein analoges «Neues Führungsmodell Bund» (NFB), per 1. Januar 2017, auch noch einzuführen.

Wohl gemerkt: In diesem Artikel wird nicht behauptet, dass in der Schweiz alles toll ist. Manchmal ist Anpassung an internationale Trends richtig. Aber sie ist dort falsch, wo man gerade die Eigenheiten gefährdet, welche die Qualität des Standortes Schweiz ausmachen.

Mathias Binswanger ist Ökonom und Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten sowie Privatdozent an der Universität St. Gallen.



«Die nächsten Wochen werden wild»: Trump-Inauguration in Washington, 20. Januar 2017.

## Einzug des neuen Sheriffs

Donald Trump übernimmt mit einem Paukenschlag sein neues Amt, hält eine vielgeschmähte Rede und stellt Washington auf den Kopf. Impressionen von Partys, Empfängen und Bällen in der Hauptstadt Amerikas, wo die Fäden der neuen Macht gesponnen werden. *Von Urs Gehriger*

Es war, als hätte eine höhere Macht die Hand im Spiel. Der evangelische Zeremonienpfarrer Franklin Graham sprach gar von einem «Zeichen göttlichen Segens». Kaum hatte der angehende Präsident seine linke Hand auf die Bibel gelegt und die Stimme zum Amtseid erhoben – «Ich, Donald J. Trump, schwöre feierlich ...» –, setzte feiner Regen ein. Ein Raunen ging durch die Menge, Krägen wurden hochgeklappt, Trump- und Cowboyhüte in die Stirn gezogen. Himmlische Fügung oder Zufall – die nasse Bescherung passte perfekt zur Zeitenwende, die sich letzten Freitag vor dem Capitol abspielte.

### Stafette schallender Ohrfeigen

Nicht weniger als eine Zeitenwende ist es, die Donald Trump in seiner Inaugurationsrede proklamierte: «Amerika zuerst» als Prinzip. «Protektionismus» als Politik. «Patriotismus» als Kitt für das Land. Und über allem das Volk, die «vergessenen Frauen und Männer» Ameri-

kas. «Der 20. Januar 2017 wird als der Tag in Erinnerung bleiben, an dem das Volk wieder zum Herrscher dieser Nation wurde.»

Vor dem frisch vereidigten 45. US-Präsidenten jubelten die frisch «Gekrönten». In seinem Rücken sassen wie versteinert die Präsidenten der letzten drei Jahrzehnte. Letzteren galten Trumps erste Worte seiner Rede: «Zu lange hat eine kleine Gruppe in der Hauptstadt unseres Landes von der Regierung profitiert, und das Volk hat die Kosten getragen.» Wie eine Stafette schallender Ohrfeigen ertönte seine Abrechnung aus den Lautsprechern kilometerweit über die Mall bis hinüber zum Lincoln-Denkmal. «Die Zeit für leeres Gerede ist vorbei. Nun kommt die Stunde des Handelns.»

Millionen Fernsehzuschauer weltweit wohnten dem Einzug des neuen Sheriffs bei. Doch das Zeremoniell auf dem Bildschirm ist bloss der offizielle Part des Rituals. Rund um die Inauguration eines neuen Präsidenten finden in Amerikas Hauptstadt jeweils Dutzende

Anlässe statt. Es herrscht eine Stimmung ausgelassener Vorfreude, gepaart mit nervösem Balzgebaren. Fernab der Kameras bringt sich salbungsvoll ein, wer ein Rädchen im Maschinenraum der Weltmacht werden will.

Der Reigen beginnt am Abend vor der Machtübergabe. Gouverneure und Kongressabgeordnete aus allen Teilen Amerikas richten Partys aus, Botschafter geben Galas. Dresscode ist Frack und Fliege; Abendkleid für die Damen. Bei den Texanern kommen noch Cowboystiefel dazu.

Einen der galantesten Empfänge veranstalten die Franzosen in ihrem Residenzpalais, das sich problemlos mit «Twelve Oaks» aus dem Südstaaten-Epos «Vom Winde verweht» messen kann. Oberrichter Samuel Alito, anmutig lächelnd, zelebriert die hohe Kommunikationskunst des freundlichen Nichtssagens. Auch der geheimnisvoll scheue Silicon-Valley-Mogul und Paypal-Gründer Peter Thiel taucht am Buffet auf, ist aber kurz



darauf, wie vom Blitz getroffen, wieder verschwunden.

Man stösst an auf das Ende der Ära Obama. Freudig wird diskutiert, wie Trump nun mittels präsidialer Dekrete («executive orders») Obamas Amerika «ausradieren» wird. Obamacare, Einwanderung, Waffenkontrolle, Umweltschutz – alles, was Obama lieb und teuer sei, wandere auf die Schlachtplatte.

Tags darauf. Während Trump erstmals im Oval Office Platz nimmt, arbeitet sich die Welt an seiner Antrittsrede ab. Praktisch jeder Kommentator zeigt sich angewidert, deklariert die Rede als vulgäre Peinlichkeit und populistische Hasstirade. Sogar Adolf Hitlers Rhetorik wird als Referenz bemüht.

#### «Wir haben alles im Griff»

Bei den Anhängern Trumps stellt sich derweil Zufriedenheit ein. Einzelne zeigen sich zwar etwas überrascht über die Härte seiner Worte, die meisten jedoch sind stolz, dass ihr Präsident nicht ein Jota von seiner Wahlkampfagenda abgewichen ist.

Dann endlich legt sich Dunkelheit über Washington. Es beginnt die Stunde der rauschenden Bälle. Der schönste von allen steigt in der Library of Congress, der grössten Bibliothek der Welt, direkt hinter dem Capitol. Auf der Empore wird zwischen monumentalen Marmorsäulen diniert, unten auf dem Parkett spielt das Orchester auf. Es sind Millionäre, Spender, Leute mit Draht in den Machtzirkel, die hier das Tanzbein schwingen.

Der Verriss von Trumps Antrittsrede in den Weltmedien lässt sie kalt. Den Protest der Millionen Frauen im ganzen Land, der für den nächsten Morgen angekündigt ist, lächelt man schulterzuckend weg. Die einzige Sorge der Ballgäste ist, dass Trumps Neuordnung nicht schnell und gründlich genug vonstattengehen könnte.

«Wir haben die Grenzen anderer Länder verteidigt, aber uns geweigert, unsere eigene zu verteidigen», lautet der meistdiskutierte Trump-Satz des Abends. Trump mache Schluss mit dem Interventionismus, der im Irak, in Afghanistan und Vietnam Ruhm, Ruf, Zehntausende Menschenleben und Billionen Dollar vernichtete, prophezeit ein Ballgast im samtenen Ohrensessel. Mit Trump kehre Amerika zurück zu den Prinzipien der Gründerväter. Zurück zu George Washington und Thomas Jefferson, der in seiner Antrittsrede 1801 Amerikas Aussenpolitik in die prägnante Formel goss: «Frieden, Handel und ehrliche Freundschaft mit allen Nationen, verfängliche Allianzen mit keiner».

Mit Argusaugen wird der Schacher um Posten und Ämter beobachtet. Es bestehe akute Gefahr, dass sich Washington-Insider, *neocons* und «Kriegsgurgeln» in die neue Regierung einschleusen könnten. «Ich habe Steve gewarnt», sagte ein guter Bekannter des neuen Strategiechefs Steve Bannon. «Keine Sorge», habe der

>>> Fortsetzung auf Seite 38

## First Lady

# Melania Trump verdient Respekt

Sie ist fast zu schön, um wahr zu sein. Die Linksintellektuellen verachten sie bereits. Das ist unfair. Von Violet Hudson

Wir lieben Michelle Obama, keine Frage. Acht Jahre war sie die «Chief Mom» von uns allen. Sie verkörperte Anmut, Stil, Warmherzigkeit, Humor und zeigte uns, wie eine gute Ehe aussieht. Sie stand ihrem Mann zur Seite, war aber auch selbst erfolgreich und wurde ein Symbol dafür, was eine moderne Frau sein kann. Sie, die aus einfachen Verhältnissen kam, studierte in Princeton und Harvard. Trotz Rassismus und Sexismus wurde sie eine erfolgreiche Anwältin. Sie war eine elegante First Lady, die sich für gesunde Ernährung, Bildungschancen und Frauenrechte engagierte.

Unter Linksintellektuellen gehört es zum guten Ton, der neuen First Lady mit Verachtung zu begegnen. Designer weigerten sich, Melania Trump einzukleiden. Marc Jacobs erklärte, er sei nicht daran interessiert, dass sie seine Kleider trage. Tom Ford sagte, er könne mit ihrem Frauentypus nichts anfangen. Lady Gaga warf ihr «Heuchelei» vor, Lena Dunham machte sich in den sozialen Netzwerken über sie lustig, und Harriet Walker schrieb in der *Times*: «Verschwunden sind die kurzen Röcke, die protzigen Details und die tiefen Ausschnitte, die für Melania charakteristisch waren, als ihr Mann noch ein Reality-TV-Star war.» Soll heissen: Melanias alter Look war stillos, der neue ist unecht.

#### Kind kommt vor Karriere

Über Melania Trump ist wenig bekannt. Was wir bislang wissen, rechtfertigt nicht die Häme, die über sie ausgekippt wird. Sie ist die erste First Lady, die in einem kommunistischen Land geboren wurde, und überhaupt erst die zweite, die eine gebürtige Ausländerin ist. Sie spricht Slowenisch, Englisch, Französisch, Serbokroatisch, Deutsch und Italienisch. Sie kommt, wie Michelle Obama, aus einer Arbeiterfamilie und wuchs in Slowenien in einem einfachen Mietshaus auf. Seit ihr Mann sich um das Präsidentenamt bewarb, ist sie in schicker

Garderobe auf getreten, wie das jede Frau tun würde. Dieses Leben hat sie nicht gewählt, denn sie hat damals nicht den Präsidenten der Vereinigten Staaten geheiratet.

In den letzten Monaten wirkte sie gelegentlich eingeschüchtert, ja verängstigt. Sie hat öffentlich davon gesprochen, dass sie dem neuen Leben nicht ohne Vorbehalte entgegensehe. Sie beschloss sogar, in New

York zu bleiben und nicht ins Weisse Haus umzuziehen, damit ihr Sohn Barron weiterhin seine alte Schule besuchen kann. Sie ist also eine Frau, der das Wohlergehen ihres Kindes wichtiger ist als die Karriere ihres Mannes. Den Obamas begegnete sie überaus freundlich, Michelle überreichte sie eine Geschenkbox von Tiffany & Co.

Nach Trumps Amtseinführung demonstrierten Zehntausende Frauen weltweit. Es ging um Menschenrechte, Würde und

Gerechtigkeit, aber im Kern hatten die Kundgebungen eine feministische Ausrichtung: Solidarität mit allen Frauen. Angesichts eines Präsidenten, der fragwürdige Ansichten in puncto Abtreibung vertritt, sind Frauen natürlich besorgt. Aber wie viele Frauen ziehen über Melania her! Wie viele lästern über ihre Garderobe und ihr Auftreten! Wie viele verurteilen sie, statt ihr unvoreingenommen zu begegnen!

Wer für Frauen marschiert, marschiert für alle Frauen, nicht bloss für jene, deren Männer man akzeptabel findet. Melania hat erklärt, dass sie nicht immer so denkt wie ihr Mann und dass es schön wäre, wenn er das Twittern sein liesse. Für seine Politik ist nicht sie verantwortlich. Wer ihn kritisieren will, sollte sich mit ihm auseinandersetzen und nicht seine Frau diskreditieren. So geht man nicht mit Menschen um. Michelle Obama ist ihr aufgeschlossen begegnet. Wir alle sollten uns ein Beispiel an der einstigen First Lady nehmen.

Violet Hudson ist freie Journalistin in London. Dieser Artikel erschien zuerst im *Spectator*. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Zielscheibe: Melania Trump.

zurückgemailt, «wir haben alles im Griff.» Solche Worte vermögen das Seelenkostüm der Trumper freilich kaum zu glätten. Hunderte Stellen sind in den Ministerien neu zu besetzen. Wer garantiert, dass sich dort nicht Feinde einnisten?

Ein Kernbereich von Trumps globaler Neuausrichtung ist das Rapprochement mit Russland. Noch scheint ungewiss, durch wen und wie ein Austausch vonstattengehen soll. So fokussiert man auf die Gegner zu Hause, die den Brückenschlag nach Moskau unterminieren wollen. Es sind dies die üblichen verdächtigen Senatoren. «Kriegstreiber» und «Hasardeure» wie Lindsey Graham, Marco Rubio, Bob Corker aus Tennessee sowie Tom Cotton aus Arkansas, Joni Ernst aus Iowa und natürlich die «oberste Kriegsgurgel» von allen, John McCain, der nicht müde wird zu wiederholen: «Putin ist ein Schlächter, ein Mörder, ein Schläger.» Bei einer knappen Mehrheit der Republikaner im Senat von 52 zu 48 hätten diese sechs Russenfeinde die Vetomacht über Trumps Aussenpolitik im Kongress, rechnet man im Trump-Lager vor.

### «Geisel» der eigenen Versprechen

Es steht viel auf dem Spiel. Trump hat in seiner Antrittsrede Versprechen gemacht, die nicht bloss aussergewöhnlich, sondern unerfüllbar sind. Er werde das «Blutbad» in den amerikanischen Städten stoppen und den radikal-islamischen Terrorismus «auslöschen». Gewalt und Terror seien gewaltige Probleme der Menschheit, erinnert der konservative Kommentator Charles Krauthammer. «Wir haben sie auszulöschen versucht seit Hammurabi.» Trump mache sich zur «Geisel» seiner eigenen Versprechen.

Kann Trump das liefern, was er versprochen hat? Auf dem Liberty Ball ist man davon überzeugt. Vielleicht nicht ganz alles. Aber solange er substanzielle Fortschritte erziele, werde sich die Mehrheit der Amerikaner auf seine Seite schlagen. Denn anders als die Kommentatoren in den geheizten Stuben rund um die Welt, die sich über Trumps «populistische» Rhetorik mokieren, wüssten die Leute in den Vor- und Kleinstädten, was Trump meine, wenn er von «Massaker» spreche. 50 000 Amerikaner sterben jährlich infolge Drogenmissbrauchs – mehr als die Zahl jener, die durch Feuerwaffen und im Strassenverkehr umkommen.

In der Tat hat Trump Möglichkeiten wie lange kein Präsident mehr. Er verfügt über einen scheinbar unerschöpflichen Tatendrang. Er hat republikanische Mehrheiten in beiden Häusern. Und es gibt einen Rückstau bei den Reformen, vorgekocht und durchdacht, die Obama auf der langen Bank parkiert hat und die nun stapelweise umgesetzt werden können. «Ihr Miesepeter da draussen, schnallt euch fest», sagt einer während der Tanzpause, das Glas zum Bibliotheksfenster hebend. «Die nächsten Wochen werden wild.» ○

# Obamas langer Schatten

**Barack Obama – der am stärksten polarisierende Präsident aller Zeiten – will nach Washington zurückkehren, um seiner Partei beizustehen. Ob sie auf ihn hören sollte, ist eine andere Frage. Von Amy Holmes**

Präsident Donald Trump mag die politische Kriegführung via Twitter vorangetrieben und perfektioniert haben, doch inzwischen ist ein Konkurrent hinzugekommen.

Kurz nach Trumps Amtseinführung meldete sich Barack Obama mit seinem ersten post-präsidentiellen Tweet: «Hallo allerseits! Bin zurück unter meinem alten Benutzernamen. Funktioniert der noch? Michelle und ich wollen kurz Ferien machen, dann geht's wieder an die Arbeit.» War das ein Versprechen oder eine Drohung?

Mit 55 ist Obama keineswegs reif für den Ruhestand. Wie er dem *New Yorker* auf seiner Abschiedstour erklärte: «Ich habe eine gewisse Verantwortung, meinen Rat all jenen anzubieten, die wissen wollen, wie sich die Demokratische Partei wieder hochrappeln kann, wie Parteien und fortschrittliche Organisationen zusammenarbeiten können.»

### Verheerendes politisches Vermächtnis

Im Interview mit seinem einstigen Wahlkampfstrategen David Axelrod versprach er, sich in Debatten einzumischen, «wenn es um Grundsatzfragen in unserer Demokratie geht. Ich bin weiterhin Staatsbürger, und als solcher habe ich Pflichten.»

Aber auch seine Vorgänger waren nach achtjähriger Präsidentschaft noch relativ jung. George W. Bush zog sich nach seiner turbulenten zweiten Amtszeit auf seine texanische Ranch zurück, wo er und seine Frau gelegentlich dabei fotografiert wurden, wie sie heimkehrende Soldaten begrüsst.

Bill Clinton wandte sich globaler Wohltätigkeit zu, kassierte astronomische Rednerhonorare und begleitete die beiden erfolgreichen Präsidentschaftskandidaturen seiner Frau.

Obama dagegen – laut Meinungsumfragen der am stärksten polarisierende Präsident aller Zeiten – will nach Washington zurückkehren, um seiner Partei beizustehen. Ob die auf ihn hören sollte, ist eine andere Frage. Unter Obamas Führung haben die Demokraten mehr Sitze im Kongress, in den Parlamenten der Bundesstaaten und mehr Gouverneursposten verloren als unter irgendeinem anderen Präsidenten: ein in nackten Zahlen ausgedrücktes verheerendes politisches Vermächtnis.

Obama hat seit Chicago einen weiten Weg zurückgelegt. Seine erhabene Rede auf dem Parteitag der Demokratischen Partei 2004 packte die Nation und ermöglichte ihm einen meteorhaften Aufstieg. Seinen ergriffenen Zuhörern verkündete der kaum bekannte *community organizer*: «Es gibt kein linkes Amerika und kein konservatives Amerika – es gibt nur die Vereinigten Staaten von Amerika. Es gibt kein schwarzes Amerika und kein weisses Amerika und kein Latino-Amerika und kein asiatisches Amerika – es gibt nur die Vereinigten Staaten von Amerika.»

Im Herbst 2004 wurde er in den US-Senat gewählt und bloss vier Jahre später ins höchste Amt des Landes.

In seiner Antrittsrede erklärte der erste schwarze Präsident Amerikas vor 1,8 Millionen euphorisierten Anhängern: «Wir haben die Hoffnung und nicht die Angst gewählt, Einheit und nicht Konflikt und Zwietracht [...] Wir sind entschlossen, das Ende von kleinhem Gezänk und falschen Versprechungen auszurufen.»

Doch die Versprechungen, die er auf den Stufen des Kapitols machte, wurden im Innern des Kapitols nicht eingelöst. Zwei Tage später, während der Debatte über das geplante Konjunkturprogramm, erklärte Obama der versammelten republikanischen Parteiführung kurz und bündig: «Wir haben gewonnen.» Die blauen Staaten hatten über die roten Staaten triumphiert, und der neue Präsident war entschlossen, seinen Sieg auszukosten.

Und so ging es in den nächsten acht Jahren weiter. Ein Präsident, der der Sprache so viel Bedeutung beimass, verunglimpfte regelmässig seine politischen Gegner – die Republikaner verglich er mit den iranischen Mullahs, die Latinos beschwor er, an den Wahlurnen

«unsere Feinde zu bestrafen» und «unsere Freunde zu belohnen».

Nachdem er sein Krankenversicherungsprojekt durchgeboxt hatte, beschwerte er sich über Versuche, das Gesetz abzuändern oder aufzuheben: «Die Republikaner sind sich einig darin, dass 30 Millionen Menschen keine Gesundheitsversorgung haben sollen.» Auch die Allgemeinheit war oft Zielscheibe seines Unmuts.

Am 12. Juni 2016 verübte Omar Mateen, ein 29-jähriger Dschihadist, einen Anschlag auf



**Obama verunglimpfte regelmässig seine politischen Gegner.**





«Feinde bestrafen, Freunde belohnen»: Obama.

einen Schwulennachtklub in Orlando. 49 Tote und 53 Verletzte waren zu beklagen. Der Mann bezeichnete sich als IS-Krieger. Trotzdem schrieb Obama den Amerikanern eine Mitverantwortung für das Massaker zu: «Wir müssen die Kraft und den Mut aufbringen, unsere Haltung gegenüber Homosexuellen zu überdenken.»

Selbst seine christlichen Glaubensgenossen mussten sich Zurechtweisungen gefallen lassen. Während des Osterfrühstücks 2015 im Weissen Haus sagte der Präsident: «An Ostern denke ich über das christliche Gebot der Nächstenliebe nach. Ich muss aber gestehen, dass es mich mit Besorgnis erfüllt, wenn ich nicht sehr liebevolle Äusserungen von Christen höre. Doch das ist ein Thema für ein andermal.»

### Spaltung des Landes

Obamas Parteilichkeit beschränkte sich nicht auf öffentliche Schelten, Beschwerden, Vorwürfe und Beleidigungen. Als Chef der Exekutive verfolgte er eine Strategie des «Wir können nicht warten». Sein wiederholt erklärtes Ziel war es, seine politischen Vorstellungen unter Umgehung des Gesetzgebungsverfahrens mit, wie er sagte, Stift und Telefon durchzusetzen.

Nachdem die Demokraten bei den Halbzeitwahlen 2010 dreiundsechzig Abgeordnetenmandate und neun Senatorensitze verloren hatten, erklärte Obama, statt auf die neue republikanische Mehrheit zuzugehen: «Wenn der Kongress nicht handelt, werde ich handeln.»

Obama unterzeichnete zahllose Exekutiv-anordnungen und Dienstanweisungen betref-

fend illegale Einwanderung, Waffengesetze oder Erderwärmung. Er und seine Freunde rechtfertigten ihr Vorgehen mit republikanischer Widerspenstigkeit, der tendenziösen Ausrichtung von Fox News sowie konservativer Websites und in jüngster Zeit mit «Fake News». Aber selbst Bill Clinton und George W. Bush konnten sich mit ihren schärfsten politischen Gegnern verständigen.

In seiner letzten «State of the Union»-Rede räumte Obama ein, dass sich die Spaltung des Landes während seiner Amtszeit vertieft habe. Er muss sich aber selbst fragen, wie es dazu kam und warum seine Partei am Boden liegt.

2008, als er gegen Hillary Clinton um die demokratische Nominierung kämpfte, stichelte er gegen die vormalige First Lady mit der Bemerkung, dass «Ronald Reagan Amerika in einer Weise verändert hat, wie es weder Richard Nixon noch Bill Clinton gelungen ist».

Obamas polarisierende Präsidentschaft hat zu einem Resultat geführt, mit dem weder er selbst noch die amerikanische Öffentlichkeit gerechnet haben – bis auf einen: Donald Trump.



Amy Holmes ist politische Analystin bei Rasmussen Reports. Sie war Redenschreiberin des früheren Mehrheitsführers im US-Senat, Bill Frist (Tennessee).

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Protest

# Sex und Sexismus

## Madonnas Auftritt am Women's March in Washington.

Als sie das «F-Word» in den Mund nahm, A gleich zweimal und genüsslich gedehnt, blendete CNN aus. Andere waren schon vorher weggenickt, nicht empört, sondern etwas enttäuscht. War das wirklich Madonna, dieses faltenlos gezurrte Gesicht unter dem schwarzen «Pussyhat», die zu Recht fragte: «Seid ihr noch wach?» Nicht nur, weil sie sehr spät auftrat beim grossen Protestmarsch, sondern weil sie niemanden mitriss. «Die Revolution beginnt hier», rief sie. Hatte sie es nicht eine Nummer kleiner? Dass Donald Trumps Schamlosigkeit entsetzt oder irritiert, je nachdem, wo man steht, ist das eine. Aber musste sie gleich zum Frauenkampf gegen «das neue Zeitalter der Tyrannei» aufrufen? Selten wirkten bombastische Worte so ermüdend.

Hellwach hingegen machten die Internet-Reaktionen auf Madonnas Auftritt. Da keiften vor allem Männer über das «Material Girl». Wie konnte es die Frau wagen, Trump wegen Sexismus zu beschimpfen, die ihre Sexualität kühner und berechnender als die meisten Showstars zur Schau gestellt hatte? Ausgerechnet die Frau, die sich schon 1992 für ihren Bildband «Sex» bis auf die Schamhaarwurzeln ausleuchten liess und deren Konzerte zu einem beträchtlichen Teil von sexuellen Trockenübungen begleitet waren! Ein krachendes Missverständnis, meine Herren. Sie verwechseln Sexismus und Sex. Einer Frau ungefragt unter den Rock zu gehen oder sie als Schlampe zu bezeichnen, ist etwas sehr anderes, als sich selber auf der Bühne zwischen die Beine zu greifen und sich eine *bitch* zu nennen. Es ist der Unterschied zwischen Herabsetzung und selbstgewählter Inszenierung. Auch Frauen, die sich für Madonnas oft eher angestrengt als erotisch wirkende Halbnacktheit nicht besonders begeistern konnten, verstanden, was sie damit zeigen wollte: Frauenpower in der Sexualität. Da, wo Frauen traditionell hinzuhalten hatten. Wie souverän die Sängerin ihre Intelligenz einsetzte, um Geschlechterklischees aufzubrechen, begriffen zu Beginn ihrer Karriere in den achtziger Jahren nur die Teenies. 30 Jahre später empört sich über die Freizügigkeit von Beyoncé oder Rihanna kein Mensch mehr. Menschen freiwillig mit der eigenen sexuellen Power anzuturnen, ist kein Sexismus. Sondern das, was immer schon Sex hiess. *Beatrice Schlag*

# Das Paradox der Freiheit

Wie soll man mit Einwanderern umgehen, die unsere freiheitlichen Werte in Frage stellen? Die niederländische Sozialministerin Edith Schippers redet wohlthuenden Klartext.

Von Christian Huber

Nein, sie wolle nicht über das Gesundheitswesen und ihre Erfolge in der Gesundheitspolitik sprechen, begann die niederländische Ministerin für Gesundheit, Gemeinwohl und Sport, Edith Schippers, ihre Rede\*. «Dieser Vortrag muss von den Dingen handeln, die mich nachts nicht schlafen lassen – von den Sorgen, die ich mir um die Zukunft meines Kindes mache.»

An jenem 16. September 2016, als die 52-jährige Ministerin Schippers, Mitglied der liberalen Volkspartei für Freiheit und Demokratie (VVD), im vollbesetzten Saal des Debattenzentrums «Roter Hut» an der Keizersgracht in Amsterdam unaufgeregt und klar ihre Sorgen erläuterte, hätte man eine Stecknadel zu Boden fallen hören können.

Das liberale Wochenmagazin *Elsevier* lädt jedes Jahr am ersten Dienstag im September zum Gedenken an seinen 2007 mit 61 Jahren viel zu früh verstorbenen Chefredaktor Hendrik Jan Schoo eine prominente Persönlichkeit ein, um über ein frei gewähltes Thema zu sprechen. So sprach beispielsweise 2012 Thierry Baudet über Europa und die EU.

Edith Schippers sprach über das Paradox der Freiheit. «Meine Sorgen betreffen die Freiheit, die meine Tochter haben wird, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen.» Eben

## Schippers stellt eine schleichend zunehmende Intoleranz und Selbstzensur fest.

wegen dieser Freiheit, die man in den Niederlanden genießt, setzten viele Migranten ihr Leben aufs Spiel, um ins Land zu kommen: «Wegen der Freiheiten, der Sicherheit und der ökonomischen Chancen, welche unsere Kultur ihnen bietet. Aber es kommen auch viele Menschen zu uns, die wohl die ökonomischen Chancen sehen, aber die Freiheit, die ein unabdingbarer Teil davon ist, ablehnen. Müssen wir uns im Hinblick auf diese Menschen als Gesellschaft nicht auch ein bisschen anpassen? Müssen wir nicht auch Kompromisse schliessen mit den Menschen, die unsere Normen und Werte ablehnen, indem wir etwas Wasser in den Wein giessen? Warum soll ich mich aufhalten damit, dass sich jemand weigert, mir die Hand zu geben, weil ich eine Frau bin?»

Spätestens in diesem Moment wurde den Zuhörern klar, dass die Ministerin nicht davor

zurückschreckt, auch heisse Eisen anzufassen. Ihre Antwort auf die von ihr aufgeworfenen Fragen war: «Ganz klar: Nein! Wir geben einander nicht einfach so die Hand in diesem Land. Das steht für etwas. Das steht für Gleichwertigkeit. Wer mir nicht die Hand geben will, weil ich eine Frau bin, der zieht meine Gleichwertigkeit in Zweifel.»

Sie stelle eine schleichend zunehmende Intoleranz und Selbstzensur fest. So sei es kein Problem, das Christentum zu karikieren. Mache man dasselbe mit dem Islam, so führe dies zu Bedrohung, Personenschutz, zum Verzicht auf Freiheit und Sicherheit. Hier prallten Kulturen aufeinander und würden allmählich die



«Ganz klar: Nein!»: Ministerin Schippers.

Grundwerte einer freien Gesellschaft angetastet. Sie finde es daher unsagbar einfältig, Menschen des Rassismus zu bezichtigen, die sich über diese Entwicklung Sorgen machten. Es könne nicht sein, dass muslimische Frauen nicht die selben Freiheiten hätten wie alle anderen Frauen hierzulande. Diese Freiheiten, die Verfassung, die Grundwerte müssten für alle gelten. «Oder», fragte Edith Schippers rhetorisch, «akzeptieren wir das Bestehen von Parallelwelten mit parallelen Wirklichkeiten in unserem Land?»

Das Paradox der Freiheit sei, dass es Grenzen gebe, die durchgesetzt werden müssten: «Wir

können die Angriffe auf unsere Freiheit nicht negieren. Die stillen, die schleichenden und die gewalttätigen nicht. Die Anschläge in Frankreich, Belgien und Deutschland sind Angriffe auf unsere Freiheit und unsere Werte. Das Gift der Gewalt, das nicht nur im Kielwasser der echten Flüchtlinge zu uns kommt, sondern auch in unsere Quartiere eindringt, unter unsere jugendlichen Muslime.»

## Aktivere Anwendung der Gesetze

Als Paradox der Freiheit bezeichnete Edith Schippers, dass man die Freiheit beschützen müsse gegen ihre eigene Zerstörung, aber nicht durch Verbote: «Wir werden klare Normen aufstellen müssen, was wir akzeptieren und was nicht. Wir müssen uns auch im Klaren darüber sein, wo unsere Grenzen liegen. Und dann müssen wir das aktiv und intensiv kommunizieren. Lasst uns dafür sorgen, dass Menschen, die in unser Land kommen, vom ersten Tag an wissen, was von ihnen erwartet wird. Nicht nur die geschriebenen, auch die ungeschriebenen Regeln.»

Die bestehenden Gesetze müssten viel aktiver angewendet werden: «Auch die Geldströme, die aus Ländern wie Saudi-Arabien, der Türkei oder Katar in Koranschulen und Moscheen flossen, um diese feindlichen Gedanken zu verbreiten, sind uns ein Dorn im Auge. Auch hier dürfen wir nicht naiv sein. Wir müssen von diesen Ländern, mit welchen wir diplomatische Beziehungen unterhalten, verlangen, dass sie damit aufhören. Wir haben einen immer besseren Überblick über diese Geldströme. Jetzt müssen wir alles unternehmen, um sie zu blockieren.» Und auf das Thema ihres Vortrags zurückkommend, schloss Edith Schippers mit den Worten: «Wenn wir unsere Freiheit so handhaben, dass andere sie mit unserer Billigung unterminieren, können wir sie mit einem Wimpernschlag verlieren.» Während des Applauses für den Vortrag fragte sich der schweizerische Zuhörer, ob und wann wohl das liberale Personal in Bern solch klare Worte finden werde.

Christian Huber war von 1999 bis 2005 Regierungsrat und Finanzdirektor des Kantons Zürich. Er lebt in der Schweiz und den Niederlanden.

\* Der ergänzte und überarbeitete Text des Vortrags erschien 2016 unter dem Titel «De paradox van de vrijheid» im *Elsevier*.



# Verfolgte Christen, schweigender Papst

Seit drei Jahren findet eine weltweite Christenverfolgung historischen Ausmasses statt. Keine Religionsgemeinschaft wird brutaler unterdrückt.

Von Boris Kálnoky

Für verfolgte Christen in aller Welt war das vergangene Jahr so wie die Jahre davor: mörderisch. An Heiligabend warf jemand eine Handgranate auf die Gläubigen vor einer katholischen Kirche auf den Philippinen. 16 Menschen wurden verletzt. Davor hatte ein Terrorangriff auf eine koptische Kirche in Ägypten am 11. Dezember 24 Todesopfer gefordert.

Mehr als 1300 Anschläge seien im vergangenen Jahr auf christliche Kirchen verübt worden, so heisst es in einem Bericht der Organisation Open Doors. Im Jahr davor seien es 2400 gewesen.

Gewalt und Unterdrückung sind Alltag für Christen vom Fernen Osten bis nach Schwarzafrika. Der Aufstieg des radikalen Islam, die Unterdrückung durch atheistische Diktaturen (Nordkorea, China), aber auch Übergriffe radikaler Hindus und Buddhisten haben sich in den letzten drei Jahren zu einer weltweiten Christenverfolgung historischen Ausmasses entwickelt. Im Irak gibt es höchstens noch 300 000 Christen. Vor wenigen Jahrzehnten waren es noch 1,5 Millionen. Allgemein ist der Anteil der Christen an der Bevölkerung im Nahen Osten auf rund 3 Prozent geschrumpft, von einst 20 Prozent.

## 200 Millionen Menschen betroffen

Im satten und weitgehend areligiösen Europa registriert die Öffentlichkeit kaum etwas davon. Eher beschäftigt man sich mit den Gefahren der «Islamophobie» und dem Schutz unterdrückter Muslime. Tatsächlich sind aber, je nach Expertenmeinung, 75 bis 90 Prozent aller wegen ihrer Religion verfolgten Menschen auf der Welt Christen. «Es ist die am härtesten verfolgte Religionsgemeinschaft der Welt», sagt Kurt Iglar von Open Doors Österreich. Betroffen sind 100 bis 200 Millionen Menschen.

Dabei ist der Anfang Januar veröffentlichte neueste Bericht von Open Doors eher untertrieben. So ist da von 1207 Christen die Rede, die im vergangenen Jahr «aufgrund ihres Glaubens getötet» wurden. Im Vorjahr seien es bedeutend mehr gewesen.

«Die tatsächliche Zahl dürfte aber um ein Mehrfaches höher liegen», sagt Iglar. Mitarbeiter der Organisation halten Werte von bis zu «mehreren zehntausend» für realistisch, wollen aber mit so hohen Zahlen nicht zitiert werden.

Am oberen Ende der Skala liegen Schätzungen der Organisation Cesnur (Center for Studies on New Religions). Deren Chef Massimo Introvigne sprach in einer Sendung von Radio

Vatikan von 90 000 Toten im vergangenen Jahr. Auch er sagte, dass es im Jahr davor mehr gewesen seien (105 000).

1207 oder 90 000 Tote? «Es kommt darauf an, wie man zählt», sagt Iglar. «Wir zählen nur dokumentierte, verifizierte Fälle, die wir in den Medien finden, und nur solche Fälle, wo jemand ausdrücklich wegen seines Glaubens getötet wurde.» Beispielsweise werden bei Open Doors Todesopfer im zentralafrikanischen Bürgerkrieg zwischen muslimischen und christlichen Milizen nicht mitgezählt, sondern gelten als Opfer eines Bürgerkrieges.

Die neuesten Trends der Jahresberichte von Open Doors und Cesnur deuten auf einen Rückgang der Zahl der Todesopfer in Schwarzafrika, vor allem weil im Vergleich zum Vorjahr die Terrormiliz Boko Haram in Nigeria zurückgedrängt werden konnte. Dafür gebe es eine deutliche Verschlechterung der Lage für Christen in mehreren asiatischen Ländern, als Folge eines Aufstiegs national-religiöser Kräfte im hinduistischen Indien, aber auch im buddhistischen Bhutan und in Vietnam, Laos sowie in den mehrheitlich muslimischen Ländern Pakistan und Bangladesch. Neun der zehn gefährlichsten Länder für Christen sind laut Verfolgungsindex muslimisch.

Erstmals regt sich ein wenig Tatkraft in Europa, um Christenverfolgung zu thematisieren.

Ungarn hat ein Staatssekretariat zum Schutz verfolgter Christen eingerichtet. Österreichs Aussenminister Sebastian Kurz hat wiederholt gelobt, sich des Problems anzunehmen, auch in seiner Funktion als OSZE-Vorsitzender. Die EU hat jüngst die Stelle eines «Sondergesandten für Religionsfreiheit ausserhalb der Union» geschaffen, derzeit ist sie besetzt durch den Slowaken Ján Figel.

## Was macht der Stellvertreter?

«Insgesamt aber wird wenig darüber geredet und wenig dagegen getan», meint Iglar. Er erklärt es mit dem schlechten historischen Gewissen vieler Europäer wegen «der kolonialistischen Vergangenheit». Er erzählt von einem jungen Mann, der angesichts der Faktenlage ins Grübeln geriet: «Ich dachte immer, wir sind die Bösen», habe er gesagt.

Sind wir nicht, und es wäre gut, Zeichen zu setzen. Eine Chance dazu verpasste Papst Franziskus, als er im vergangenen April symbolhaft zwölf muslimische Flüchtlinge von der Insel Lesbos nach Rom mitnahm. Ursprünglich war geplant gewesen, auch eine christliche Familie mitzunehmen, aber das blieb aus. «Ich habe nicht zwischen Muslimen und Christen gewählt», sagte er. Vielleicht hätte er doch wählen sollen, um zu zeigen, dass ihm auch verfolgte Christen ein Anliegen sind. ○



Unter Beschuss: Protest koptischer Christen in Kairo.

# Messer im Rücken

In ihrer Wissenschaft herrsche der Wahnsinn, sagt Klimaforscherin Judith Curry.  
Die namhafte Physikerin aus Atlanta, die den Kongress berät, gibt deshalb ihren Lehrstuhl auf.  
Von Markus Schär

«Ich weiss nicht mehr, was ich den Studierenden und den Forschenden sagen soll», schreibt die Professorin: «Wie sollen sie angesichts des Wahnsinns in der Klimawissenschaft ihren Weg finden?» Auf Erfolg in der Akademie, also Lehrstuhl, Forschungsgelder, Publikationen oder Prestigepositionen, könne nur noch hoffen, wer der Doktrin folge, die das «politisierte akademische Establishment» vorgebe. «Es ist mir schleierhaft, wie junge Wissenschaftler damit umgehen sollen», stöhnt die renommierte Forscherin: Wer in der Schlacht, die der Nachwuchs schlagen müsse, seine Integrität bewahre, der begehe «Karrieresuizid».

## «Billige, unnütze Wissenschaft»

«JC in transition» hiess der trockene Titel des Textes, den Judith Curry zum Jahresanfang auf ihrem Blog veröffentlichte. Die 63-jährige Professorin für Atmosphärenphysik am Georgia Institute of Technology teilte mit, sie gebe ihren Lehrstuhl auf und baue ihre Firma aus, die Wetterprognosen und Klimaszenarien für Kunden macht: «Angesichts einer politisierten Wissenschaft finde ich es ehrenhafter, in der Privatwirtschaft zu arbeiten als an einer Universität oder für die Regierung.»

Ein Intellektueller müsse «skin in the game» haben, also seine eigene Haut aufs Spiel setzen, fordert der Bestsellerautor Nassim Nicholas Taleb. Ein Klimaforscher wage aber gar nichts, wenn er vor der Apokalypse warne, schob Judith Curry im nächsten Blog-Text nach – im Gegenteil: Wer Alarm schlage, ernte dafür Applaus, auch wenn sich bei den Prognosen, so sie sich denn überprüfen liessen, die Beobachtungen kaum je mit den Voraussagen deckten. «Wir züchten eine Generation von Forschern heran, die aufgrund ihrer Computermodelle sexy Studien für *Nature* macht, etwa dass es im Jahr 2100 in Kalifornien keinen Rebbau mehr gebe. Das ist billige, unnütze Wissenschaft.»

Der «Fall aus dem Elfenbeinturm», wie Judith Curry witzelte, erregte weltweit Aufsehen, wenn auch nicht in den Medien, die sich zumeist als Sprachrohre der Orthodoxie verstehen. Denn die Professorin aus Atlanta lehrte nicht nur an einer der führenden technischen Hochschulen der Welt, sondern machte sich auch selber einen Namen. Sie schrieb zwei



«Fall aus dem Elfenbeinturm»: Judith Curry.

Lehrbücher und 186 Zeitschriftenartikel mit Peer-Review. Sie stand an der Georgia Tech elf Jahre lang der School of Earth and Atmospheric Sciences vor. Und sie trat mehrmals bei Hearings im Kongress als Expertin auf – auf Einladung der Republikaner.

In der Schweiz herrscht das Dogma, in der Akademie wie in der Politik. Wer an der Uni Bern oder der ETH den per Mehrheit festgeschriebenen Lehrsatz überprüfen möchte – wie es die Wissenschaft eigentlich fordert –, dass sich die Erde wegen des Einflusses der Menschen so stark erwärmt wie noch nie, der schafft es kaum ins zweite Semester. Und Propheten wie Thomas Stocker oder Reto Knutti setzen nicht nur im Weltklimarat (IPCC) den Konsens durch, sondern auch in der Schweizer Klimapolitik.

## Dogmen in der Wissenschaft

In den USA dagegen tobt der Glaubensstreit zwischen den Demokraten und den Republikanern. Präsident Obama zwängte darum seine Politik durch, indem er die Umweltbehörde für den Kampf gegen die Kohle einspannte und das Pariser Abkommen von 2015 (das kein Vertrag sein

durfte) ohne Zustimmung des Parlaments unterschrieb – für einen verpflichtenden Vertrag hätte er im Senat eine Zweidrittelmehrheit gebraucht. Sein Nachfolger Trump und die republikanische Mehrheit im Kongress drohen deshalb damit, alles wieder rückgängig zu machen. Dank diesem Streit in der Politik kamen in den USA, anders als in der Schweiz, bisher auch einzelne Dissidenten aus der Akademie zu Wort.

Dazu zählte Judith Curry in den Jahren von Präsident George W. Bush noch nicht. 2006 wies sie vielmehr in einer stark beachteten Studie den Einfluss der Erderwärmung auf Wirbelstürme nach. 2009, vor der gescheiterten Klimakonferenz von Kopenhagen, kam es aber zu «Climategate»: Hacker deckten auf, dass führende IPCC-Forscher Messreihen zu rechtgebogen, Datensätze versteckt, Kritiker verunglimpft und Redaktoren von Zeitschriften genötigt hatten, darunter Michael Mann von der Pennsylvania State University, der mit seiner «Hockeyschläger-Grafik» im IPCC-Bericht 2001 wider alles Wissen der Historiker hatte nachweisen wollen, dass die Temperatur sich im letzten Jahrtausend weltweit kaum verändert habe und erst im 20. Jahrhundert steil angestiegen sei.

«Das Vertrauen zurückgewinnen», forderte Judith Curry in einem Aufsatz, den sie 2010 – als Versuch der Mediation – auf verschiedenen Wissenschaftsblogs veröffentlichte, von Alarmisten wie von Skeptikern. Sie erinnerte ihre Kollegen daran, dass es in der Wissenschaft keinen Konsens und keine Dogmen geben kann, sondern dass allein der Zweifel zu neuen Erkenntnissen führt. Wenn ihre Arbeit sich auf die ganze Menschheit auswirke, müssten die Forscher besonders darauf achten, Ungewissheit darzulegen und Widerspruch zuzulassen. Nichts zerstöre das Vertrauen der Öffentlichkeit so wie der Glaubenssatz des IPCC: «The science is settled» – also, frei übersetzt: «Wir wissen alles, was wir wissen müssen.» Aber die Vermittlerin merkte umgehend, dass in der Akademie niemand ihre Mahnungen hören wollte: «Ich wurde aus dem Stamm ausgestossen.»

Die Mahnerin sorgte deshalb allein für die Debatte, indem sie auf ihrem Blog «Climate Etc.» ihre Gedanken zu den Erkenntnissen der Forschung und zu den Grundsätzen der Wissenschaft zur Diskussion stellte. Und sie forschte selber zu den umstrittensten Problemen, vor allem zur Klimasensitivität: Gemeint



## Ein Klimaforscher, der vor der Apokalypse warne, wage nichts, so Curry.





*Einfluss der Erderwärmung?* Hurrikan Sandy, 2012.

ist damit die Frage, wie stark die Temperatur ansteigt, wenn sich der Anteil des CO<sub>2</sub> in der Atmosphäre verdoppelt. Die IPCC-Forscher gaben in ihrem vorletzten Bericht von 2007 als wahrscheinlichsten Wert 3 Grad an. Aber sie legten sich im letzten Bericht von 2013 nicht mehr fest, sondern hielten Werte von 1 bis zu 6 Grad für möglich – dabei behauptete Thomas Stocker als Vorsitzender, die wissenschaftlichen Erkenntnisse stünden eindeutig fest. Dagegen fand Judith Curry zusammen mit dem freien Forscher Nicholas Lewis, dass die Temperatur nur 1 bis 1,5 Grad steigen dürfte, wie fast alle Studien, die seit 2013 erschienen sind. Das heisst: Im 21. Jahrhundert wäre die Erderwärmung kein Problem.

Vor allem wies Judith Curry bei ihren Auftritten im Kongress auf die Grundfragen hin. Einerseits: Niemand weiss, wie gefährlich der Klimawandel wäre. «Es ist trivial, dass es einen Treibhauseffekt gibt und dass die Menschen dazu beitragen», erklärte die Atmosphärenphysikerin. Dass eine Erwärmung zu Katastrophen führen würde, lasse sich aber nicht belegen. Andererseits: Niemand weiss, was sich gegen den Klimawandel machen liesse, wenn er denn gefährlich wäre. Er sei ein «wicked problem», sagt die Forscherin: Wer aber gegen ein verzwicktes Problem mit den falschen Mitteln kämpfe, richte mehr Schaden an, als er

Nutzen stifte. Die Forderung im Pariser Abkommen, dass alle Staaten mit schmerzlichen Eingriffen ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoss zurückfahren müssen, führe jedenfalls nicht zum Ziel: Was zum Beispiel die USA versprechen, liesse gemäss den eigenen Modellen ihrer Umweltbehörde die Temperatur bis ins Jahr 2100 um 0,03 Grad weniger ansteigen.

#### Klimaforscher bangen um Einfluss

Mit solcher Differenziertheit galt Judith Curry endgültig als Ketzerin, die man zum Schweigen bringen musste. Sie stand deshalb 2015 auch auf der Abschussliste des demokratischen Abgeordneten Raúl Grijalva, der sieben Wissenschaftlern befahl, ihre Finanzquellen offenzulegen. Die Hexenjagd deckte kein Fehlverhalten auf, führte aber zu Maulkörben für Betroffene. So musste der Politologe Roger Pielke junior, Sohn des renommierten Meteorologen Roger Pielke senior, das Forschungsfeld wechseln.

«Aus meinem Rücken schauen Messer raus», scherzte Judith Curry in einem Interview nach ihrem Abgang – ihre Feinde jubeln darüber. So ätzte Michael Mann über die «Leugnerin» mit ihrer «dürftigen wissenschaftlichen Arbeit». Die orthodoxen Klimaforscher in den USA bangen um ihren Einfluss und ihre Gelder, weil die Regierung Trump mit der politisier-

ten Wissenschaft aufräumen will. Immerhin müssen sie dabei nicht gegen Judith Curry kämpfen. Sie schrieb in ihrer Rücktrittsankündigung als Antwort auf die brennendste Frage: «Ich denke nicht daran, für die Regierung Trump zu arbeiten (haha).» ○

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die  
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

# Der Cowboy, der nie ins Bild reitet

Wer ist John C. Malone, der den Deutschen die Olympia-Rechte entwand und dem legendären Impresario Bernie Ecclestone die Formel 1 abjagte?

Von Peter Hartmann

Der Unsichtbare hat den autokratischen Strippenzieher und einstigen Gebrauchsgüterhändler Bernie Ecclestone, 86, endgültig von der Piste geschoben und will die langweilige Boliden-Prozession der Formel 1 wieder in ein röhrendes Spektakel verwandeln. Nur wenige Vertraute kennen den Boss des amerikanischen Entertainment-Konzerns Liberty Media von Angesicht. John C. Malone ist gerade dabei, die weite Welt des Sports zyklisch umzugestalten. Das kostet Geld, viel Geld – vor allem den Fernsehzuschauer.

Die Reaktion war ungläubiges Staunen des Publikums. Den grossen Zeitungen, sogar der *Bild*, verschlug es fast die Buchstaben. Das deutsche Fernsehen, die Staatssender ARD und ZDF, überträgt die Olympischen Spiele bis und mit 2024 nicht mehr. Ausgehebelt hat sie eine US-Firma namens Discovery. Der SP-Politiker Kurt Beck sprach von «Raub». Das Peinliche an der Geschichte ist allerdings, dass der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, das die Fernsehrechte vergibt, ein Deutscher ist: Thomas Bach.

## 6,5 Milliarden Dollar Vermögen

«Es ging ums Geld», meinte resigniert der ZDF-Chefredaktor Peter Frey. Um die 150 Millionen Euro, die Discovery für die Erteilung der Sublizenzen für Deutschland forderte, es ging also weit über die Schmerzgrenze von 100 Millionen hinaus, die ARD und ZDF festgelegt hatten. Frey befürchtet nun, «dass der Zauber des Sports verfliegt».

Gezeigt werden die laufenden olympischen Bilder im Spartensender Eurosport, der zum Discovery-Imperium gehört wie auch der Schweizer Pay-TV-Anbieter UPC. Hierzulande darf jedoch weiterhin die SRG über die Spiele berichten. Sie verfügt über eine Art Heimvorteil, weil das IOC seinen Sitz in Lausanne hat.

Der Amerikaner John C. Malone, der hinter dem deutschen Trauerspiel des Olympia-Blackouts steht, hatte schon im vergangenen August die kriselnde Formel 1 dem Uralt-Zampiano Bernie Ecclestone entwunden. In den USA kontrolliert Malone über seine Holding Liberty Media wie die Spinne im Netz ein Imperium von mehr als hundert Beteiligungsgesellschaften und TV-Kabelsendern mit heute rund 75 Millionen zahlenden Abonnenten.

Malone wird von *Forbes* auf 6,5 Milliarden Dollar Vermögen geschätzt. Für die europäischen Olympiarechte hat er 1,3 Milliarden Euro aufgeworfen. Sein Spitzname «Cable



Er zahlt nie zu viel: Investor Malone, 75.

Cowboy» erklärt seinen Stil als knallharter Verhandler. Er zahlt nie zu viel, aber wie er wirklich tickt und ob er sich für Sport überhaupt interessiert, wissen nur seine engsten Freunde, mit denen er in einer Motorhome-Kolonne im Urlaub durch die Staaten kutschiert. Der Medienmann gibt keine Interviews.

Gesichert ist: Er ist 75, weisshaarig, absolut uneitel, und er liebt das weite Land, «open space for ever», Landschaftsschutz für die Ewigkeit. Das Spezielle an seinen Ferientrips: Er fährt dann von Ranch zu Ranch, und die ganze Perlenkette von Landwirtschaftsbetrieben in Wyoming, Nebraska, New Hampshire, Maine, Maryland gehört ihm selber. Der wilde Reiter, der Firmen mit dem Lasso einfängt, ist Amerikas grösster privater Bodenbesitzer, total

2,2 Millionen Acres kommen da zusammen, fast 9000 Quadratkilometer oder fünfmal die Fläche des Kantons Zürich. Zu Hause ist er in Colorado in den Rocky Mountains.

Wegen Malone müssen ARD und ZDF ihre aufgeblähten Sportredaktionen zusammenstreichen, und die unsinnige Doppelspurigkeit, dass beide Anstalten täglich abwechselnd von Grossereignissen berichten, wird hinfällig. Das gilt noch nicht für den Fussball. Umgekehrt könnte Eurosport den olympischen Sport und seine Fernsehdarstellung neu erfinden, den Ballast uninteressanter Randsportarten abwerfen. Malones Sender produzieren auch Inhalte, Programme, eigene Events. Die Formel 1 wird das Paradebeispiel dieser Entwicklung.



Vielleicht ist aber die Zitrone auch schon ausgepresst. Der Traum von der unternehmerischen Weltherrschaft über den Sport hat gigantische Firmenzusammenbrüche hinterlassen. Der TV-Rechte-Händler Leo Kirch und der Werbevermarkter ISL gingen an ihren Visionen pleite und hätten beinahe auch den verblendeten Fussballweltverband Fifa in den Abgrund gerissen.

Die Revolution, die den Sport möglicherweise entscheidend verändern wird, kommt aus der Getränkedose. Der Red-Bull-Hersteller Dietrich Mateschitz, der den globalen Kampf gegen Coca-Cola aufnahm, hat erkannt, dass Werbung oder Sponsoring allein nur Langeweile erzeugt und kaum beachtet wird. Er schafft die Ereignisse, die eigene Kulisse. Sein Formel-1-Rennstall reüssierte dank den besten Ingenieuren und Technikern auf Anhieb – mit dem blutjungen Sebastian Vettel im Cockpit, der viermal hintereinander Weltmeister wurde.

### Neid des Establishments

Mit Red Bull Salzburg stieg Mateschitz erfolgreich in den Fussball ein. Das Vorzeigemodell schuf er jedoch im ungleich härteren Konkurrenzklima Deutschlands mit Rasenballsport Leipzig. Der Provinzklub im Osten entzaubert in der Bundesliga mit einer Mannschaft von

### Wegen Malone müssen ARD und ZDF ihre aufgeblähten Sport-Redaktionen zusammenstreichen.

jungdynamischen Unbekannten und einem Trainer namens Hasenhüttl das finanzmächtige Schlachtross Bayern München mit seinem Starensemble. Der strategische Aufbauer Mateschitz erntete dafür vorerst nur die giftige Verachtung und den Neid des bisherigen Establishments.

Mateschitz und seine Berater erkannten rasch, dass sich das junge Publikum mehr für abenteuerliche Extremsportarten, für Risiko und Kitzel interessiert als für den Traditionssport in den alten Geleisen. Red Bull füttert einen entsprechenden Videokanal und hat mit dem Sender Servus TV auch einen Fuss im Fernsehgeschäft.

Vielleicht begann die neue Zeitrechnung des Abenteuerfernsehens am 14. Oktober 2012, als sich Felix Baumgartner mit einem Ballon 39 Kilometer in die Stratosphäre emportragen liess wie ein moderner Ikarus und sich dann mit Überschallgeschwindigkeit auf Mutter Erde herabstürzte und von seinem Fallschirm aufgefangen wurde. Die grossen TV-Sender taten das Ereignis als Werbezirkus von Red Bull ab und verzichteten schnöde auf die Gratisbilder. Doch den kleinen Spartensender N-TV schalteten damals sieben Millionen Menschen direkt ein, mehr als die «Tagesschau» der ARD. ○

## Phänomene

# Das beste Fernsehen der Welt

Unterhaltung ohne schlechtes Gewissen: Italiens TV-Stationen widerlegen ihre überschaulen Kritiker. Von Gottlieb F. Höpli

Als Agnese, die 87-jährige Kandidatin aus Montefalco, zu erzählen anfang, stand die Zeit still in den Kulissen der allabendlichen Spielshow «Affari tuoi» auf Rai 1: Von ihrem Leben erzählte sie, von ihrer harten Kindheit, die sie bei fremden Leuten verbracht hatte, weil sie gleich nach ihrer Geburt weggegeben worden war. Von ihrer ersten Begegnung mit ihren leiblichen Eltern im Alter von siebzehn Jahren. Vom Glück, eine *mamma* zu haben. Von einem Leben, das auch weiterhin viel Schwieriges für sie bereithielt. Der Lebensbericht, spontan, aber ruhig und würdevoll vorgetragen, berührte alle. Sogar Quizmaster Flavio Insinna, sonst immer für ein billiges Spässchen zu haben, hörte ganz einfach zu. Minutenlang. Dem einen oder anderen – vorwiegend weiblichen – Komparsen der Show liefen Tränen übers Gesicht.



Roberto Benigni.

### Die Meinungen sind gemacht

Es ist nicht zu erwarten, dass einer unserer Italienkorrespondenten, die so gerne über das Berlusconi-Fernsehen und die italienische Medienszene herziehen, von der berührenden Szene dieses ganz gewöhnlichen Fernsehabends erfahren hat. Ist auch gar nicht nötig: In nichts sind sich die Korrespondenten und Experten für Fernsehunterhaltung so schnell einig wie in ihrem Pauschalurteil über das italienische Fernsehen: tiefstes Niveau, unterste Schublade, schrille Shows, viel nackte Haut. Das muss man ja nur einmal gesehen haben. Vergleiche anzustellen mit der TV-Unterhaltung anderer Länder, sind deshalb überflüssig. Zum Beispiel Vergleiche mit den steifen Kandidatenshows des SRG-Fernsehens.

Dabei steht die Zeit im italienischen Fernsehen immer wieder einmal still: Zum Beispiel dann, wenn Roberto Benigni – im Jubiläumsjahr 2011 war's – auf einem Schimmel die Bühne des Schlagerfestivals von San Remo betritt, absteigt und einen fünfzigminütigen Monolog über die italienische Verfassung hält. Was für ein Ereignis! Die ganze Nation sprach darüber. Oder, jüngeren Datums, Benignis stundenlange

Rezitationen aus Dantes «Divina Commedia», ohne jedes inszenatorische Beigemüse. Beispielloser Publikumserfolg!

Wenn es eine Aufgabe gibt, die das italienische Fernsehen ernst nimmt, dann ist es gewiss die, zu unterhalten. Zeigefreudig, laut, extravertiert. Ohne schlechtes Gewissen. Die Menschen im Studio und vor dem Bildschirm zum Schmunzeln und – immer wieder – zum Mitsingen zu bringen: Das wäre hierzulandeschon deshalb nicht möglich, weil niemand jene Hundertschaften von *canzoni* kennt, wie sie nun einmal zum aktuellen Volksgut des Belpaese gehören.

Medienwissenschaftler und -kritiker erklären uns seit Jahrzehnten, dass das Fernsehen das schlechteste aller möglichen Informationsmedien sei. Weil es mit seiner Bilderflut den Informationsgehalt per-

manent unterlaufe, wie etwa Bernward Wember in seinem Buch «Wie informiert das Fernsehen?» empirisch belegt hat. Seither hat das Überwältigungspotenzial der Fernsehbilder noch erheblich zugenommen, sind wir auf inzwischen unzähligen Kanälen «overnewsed, but underinformed». Die «Tagesschau» italienischer Sender bewältigt das Problem des ohnehin nie einzulösenden Informationsauftrags radikal: Sie zeigt zwar sprechende Politiker, lässt uns aber schon gar nicht mehr hören, was sie sagen. Dass sie nur als *talking heads* gezeigt werden, reicht denen anscheinend vollkommen aus.

### Täglich fünf Stunden San Remo

Wenn das beste Fernsehen jenes ist, das seine Stärken am besten ausspielt und seine Schwächen konsequent umschifft, so müsste man die italienischen TV-Programme eigentlich zu den besten zählen, die über die Bildschirme Europas flimmern. Einen Höhepunkt erreicht Rai 1 demnächst wieder, wenn es vom 7. bis 11. Februar das Festival della Canzone Italiana von San Remo zum Entzücken von zehn bis zwölf Millionen Italienern allabendlich fünf Stunden lang überträgt. Oder, kommunikationswissenschaftlich gesprochen, dokumentiert.



«Wie geht es der Vagina deiner Frau?» Präsident Rodrigo «Dirty Rody» Duterte.

## «Gott wird weinen»

Mit seiner Null-Toleranz-Politik hat der philippinische Präsident Rodrigo Duterte die Bevölkerung hinter sich gebracht. Massentötungen von Kriminellen und Süchtigen werden mit relativer Gleichmütigkeit hingenommen. Eine Kultur des Tötens hat sich etabliert. *Von Eugen Sorg und Nathan Beck (Bilder)*

Die in Manila erscheinende Tageszeitung *The Philippine Star* führt eine Chronik der Opfer des «Krieges gegen illegale Drogen». «Zwanzig getötet in Metro Manila innerhalb der letzten zwei Tage», wird beispielsweise am 2. Dezember vermeldet, worauf eine nüchterne Aufzählung der Namen der Getöteten und der Todesumstände folgt. «In Caloocan City entdeckte eine Polizeipatrouille an der Letre Road kurz vor Mitternacht die Leiche eines Mannes. Neben ihm lag ein Kartonschild mit der Botschaft: «Ich bin ein Drogendealer und ein Dieb. Sorry an all meine Opfer. Wir sind quitt. Ich habe meine Schuld beglichen.» Der Mann war erschossen worden, sein Hals aufgeschlitzt, das Gesicht mit Plastikband umwickelt.»

Oder: «In San Juan City war Mark Angelo Llaneta, 24, am Mittwoch mit zwei Freunden am Pot-Rauchen, als ihn um 18.30 Uhr zwei unbekannte, maskentragende Angreifer er-

schossen. Zeugen sagten aus, die Angreifer hätten sich vergewissert, dass Llaneta tot sei, bevor sie wieder verschwanden. Ermittler gaben bekannt, Llaneta stünde auf der Drogenliste der Polizei von San Juan City.»

### Rettender Racheengel

Oder: «Rodolfo Tan, 48, und sein Bruder Jerome, 38, wurden bei einer Razzia in ihrem Haus an der Tahimikstrasse in Tondo um 14 Uhr von der Polizei erschossen, erklärte Superintendent Thomas Ibay, Kommandant der Manila-Polizei in der District Station 2. Rodolfo habe eine Schusswaffe gezogen, als er realisierte, dass er es bei einer geschäftlichen Transaktion mit einem Gesetzeshüter zu tun habe. Angeblich versuchte er den Mann, Polizeioffizier Willard Fajardo, der sich als Drogenkäufer ausgab, zu erschiessen, wurde aber vorher von anderen Polizisten niederge-

streckt. Jerome, mit gezogener Waffe, wollte seinem Bruder helfen, wurde aber ebenfalls von den Polizisten getötet. Rodolfos Frau, deren Namen nicht bekanntgegeben wurde, wurde verhaftet, nachdem sie zwei Tütchen Shabu ausgehändigt hatte, während die Gesetzeshüter das Haus durchsuchten. Insgesamt wurden zwei Revolver Kaliber .38 und elf Portionenbeutel Shabu konfisziert.»

Im Mai letzten Jahres war Rodrigo «Rody» Duterte von einer grossen Mehrheit des philippinischen Volkes zum Präsidenten gewählt worden. Er hatte versprochen, sein Land von Drogen und der damit einhergehenden Kriminalität und Korruption zu säubern. Mit Drogen meinte er vor allem Shabu, ein hochpotentes Billig-Crystal-Meth, das zumeist in chinesischen Fabriken günstig produziert und von chinesischen Banden mit Namen wie «Bambus-Gang» oder «14K Gang» vertrieben wird



und hauptsächlich in den Arme-Leute-Vierteln verheerende Verbreitung findet. Vier Millionen Süchtige soll es landesweit geben, ein Milliarden-geschäft, das den Drogenbaronen die Mittel in die Kasse spülte, um Polizisten, Zöllner, Richter, Bürgermeister, Gouverneure zu kaufen. Duterte hatte in seiner Kampagne das Bild der Philippinen als eines scheiternden Narcostaates heraufbeschworen, sich als rettenden Racheengel präsentiert und dabei neue Massstäbe bezüglich Beleidigungen, blutigen Drohungen und Obszönitäten gesetzt.

Einem Reporter, der nach seiner Gesundheit fragte, gab der damals siebzigjährige Kandidat zurück: «Wie geht es der Vagina deiner Frau? Riecht sie übel? Oder nicht übel? Mach mir einen Bericht.» Anderen Journalisten sagte er, sie sollten ihn nicht «anficken», er beschimpfte Priester, Menschenrechtsaktivisten, Abgeordnete als «Schwuchtel», «Hurensöhne» und stellte islamischen Terroristen ein grausames Ende in Aussicht. «Ich werde dich eigenhändig aufschneiden», sagte er nach einem Bombenanschlag, «man gebe mir Salz und Essig, und ich werde dich lebendig auffressen.» Und er versprach, dass er nach gewonnener Wahl «nicht 500, sondern 100 000 töten werde. Und die korrupten Politiker in Manila werde ich auch töten und ihre Leichen in die Manila Bay werfen, um die Fische zu füttern, so dass die Fische fett werden. Gott wird weinen.»

### Strukturen aus der Kolonialzeit

Jede Verwünschung, jedes «I'll kill you» fand auf den Social Media ein millionenfaches Echo und wurde auch im entlegensten Inseldorf gehört. Die Philippinen sind noch immer von den feudalen Strukturen aus der spanischen Kolonialzeit geprägt. Rund zwanzig ultra-reiche Familienclans, zu Einfluss gekommen dank ihrer damaligen Dienste für die Konquistadoren, teilen die Macht unter sich auf. Sie leben in Palästen, bezahlen keine Steuern, sind empfindungslos gegenüber den Leiden der Mehrheit. Achtzig Prozent der Bevölkerung leben ohne medizinische Grundversorgung, die Hälfte der über hundert Millionen Einwohner verdient weniger als einen Dollar pro Tag, die Quote fehlernährter Kinder gehört zu den höchsten weltweit.

Der rüde Stil von «Dirty Rody» kam an. Er stammte nicht aus einer der privilegierten Familien, schien sich wirklich um die Sorgen der Leute zu kümmern, und er war offenbar Manns genug, um die Verhältnisse zu ändern. 1988 war er zum Bürgermeister von Davao gewählt worden. Die Hauptstadt der notorischen Unruheprovinz Mindanao im Süden des Landes galt als einer der gewalttätigsten Orte ganz Südostasiens, brandgefährlich, unregierbar. Kommunistische Stadtguerillas, islamische Terrorverbände, kriminelle Gangs, Entführersyndikate und ein tiefkorruptes Staatspersonal machten den Alltag der Bewohner

zum Albtraum. Als Duterte 2014 sein Amt wieder abgab, war die Stadt sicher, sauber, und ihr Wirtschaftswachstum betrug 9,4 Prozent, das höchste aller Landesregionen.

Mit harter Hand hatte «The Punisher», wie er ehrfürchtig auch genannt wurde, seine Nulltoleranz-Politik durchgesetzt. Fragen, ob er selber Mitglied der ominösen Todesschwadronen sei, die Hunderte Drogendealer, kleine Diebe, Herumtreiber umgebracht hatten, beantwortete er widersprüchlich. Manchmal verneinte er dies: «Ich bin Rechtsanwalt»; andere Male blieb er vage: «Mein Job ist noch nicht erledigt»; zwei

---

### «Man gebe mir Salz und Essig, und ich werde dich lebendig auffressen.»

---

oder drei Mal gab er es ungerührt zu: «Ja, ich bin Teil der Schwadronen», sagte er einer TV-Moderatorin. «Ich habe selber Menschen getötet. Wenn einer in meine Stadt kommt und ein Kind vergewaltigt, erschiesse ich ihn.»

Als er im Juli letzten Jahres im Malacañang-Palast in Manila sein neues Amt als Präsident antrat, machte er sich unverzüglich daran, das Davao-Modell dem Rest des Landes zu verpassen. Er installierte Ronald «The Rock» dela Rosa als neuen obersten Polizisten des Landes. Der kahlköpfige, gemütvollste dela Rosa war Rodys loyaler Polizeichef in Davao gewesen und konnte nun seinerseits mit entsprechenden Ernennungen und Beförderungen dafür sorgen, dass die Gesetzeshüter den neuen Kurs auch befolgten.

Im Zuge der Operation «Oplan Tokhang» (Klopfen und Fragen) suchte ein Heer von Polizisten im ganzen Land Wohnungen von

mutmasslichen Dealern und Süchtigen auf. Diese mussten den Drogen schriftlich abschwören, ansonsten ihr Leben in Gefahr sei. Duterte hatte sich diesbezüglich immer wieder unmissverständlich geäußert. Einen Drogenhändler zu töten, adelte er zum Akt der Ehre. «Erschiesse ihn, und ich gebe dir eine Medaille.»

Knapp sechs Monate später, Ende 2016, sind zwischen 5000 und 6000 Drogenleute getötet worden. 2000 durch die Polizei, über 3000 durch Unbekannte – Bürgerwehren, rivalisierende Gangs, Todesschwadronen? Die Regierung hat versprochen, dies abzuklären. Weiter sind 42 000 Händler und Konsumenten verhaftet worden, und fast eine Million hat sich freiwillig den Behörden gestellt, aus Angst, erschossen zu werden. Das Guinness-Buch der Rekorde, erzählte ein philippinischer Beamter einem amerikanischen Reporter, solle Interesse gezeigt haben, diese grösste Massenergebnisse von Kriminellen der Geschichte in seine Liste aufzunehmen. Die Auswirkungen? Die Kriminalität hat sich laut dela Rosa halbiert, die Sicherheit in den Quartieren ist deutlich gestiegen, Dutertes Beliebtheit ist ungeachtet der Tötungen quer durch alle Volksschichten hindurch unvermindert gross. Und in den chronisch überbelegten Gefängnissen ist es noch enger geworden.

Wie zum Beispiel im Quezon City Jail, einem Staatsgefängnis in Gross-Manila, gebaut für 800, vollgepfert mit 4000 Insassen. Joseph, ein 31-jähriger Kunstmaler und Unternehmer, kennt den Ort aus eigener Erfahrung. Als 23-jähriger Student war er wegen angeblichen Besitzes von etwas Marihuana und Kokain selber dort eingesperrt worden. Sein Fall war aussergewöhnlich, und die Medien berichteten darüber. Joseph war ein *rich kid*, und Angehörige reicher Familien können sich in der Regel durch



«Wir provozieren die Pusher»: Polizeieinsatz in Eastwood, Quezon City.



Beziehungen und Geld Gefängnisaufenthalte ersparen. Das Gericht sprach Joseph schliesslich frei, aber es dauerte vier Jahre bis zum Urteil. So lange musste er einsitzen. Im Gefängnis hatte er zu malen begonnen, Charakterstudien seiner Mitgefangenen – Mörder, Vergewaltiger, Kidnapper, Pechvögel –, starke, expressive Bilder, die das Talent des Porträtisten verrieten, die Katastrophen und Abgründe in den Gesichtern seiner Modelle zu lesen. Als verwöhntes Oberschichtssöhnchen war er ins Gefängnis gekommen, als Künstler verliess er es wieder.

### Selbstmorde im Innenhof

Vier Jahre darauf betritt er es erneut, diesmal freiwillig. Er hat seine Kontakte spielen lassen und uns allen eine Besuchsbewilligung organisiert. Dabei ist auch Alexa, seine junge Frau. Sie will um jeden Preis sehen, wie jener Ort aussieht, wo ihr Mann so lange gefangen gehalten war und von dem er so ungern spricht. Durch eine niedere Eisentüre gelangen wir ins Innere der Anstalt. Die Luft ist schwer, heiss und stickig. Auf den Treppen, auf den Zwischengängen, in den Gemeinschaftszellen, überall liegen oder sitzen Männer dicht gedrängt, Körper an Körper. Eine Aufseherin mit der Gestalt eines Sumoringers und einem gutmütigen Gesicht, Mama Joy genannt, bahnt sich einen Weg durch das Menschengewühl, und wir folgen ihr dicht hinterher. Sie hat erzählt, das grösste Problem der Insassen seien Hautkrankheiten, Ekzeme und Tuberkulose. Ansonsten sei es ruhig, den letzten Aufstand habe man im Jahre 2000 gehabt. Eine unsichtbare Ordnung herrsche im Gefängnis, hat sie noch gemeint. Die einzelnen Stockwerke und Treppenhäuser würden von verschiedenen Gangs kontrolliert, nur das Dach, wo die Kranken und Sterbenden liegen, sei neutral.

Es ist wie der Besuch in einem Menschenzoo ohne Trenngitter, wobei unklar bleibt, wer Besucher ist und wer Ausstellungsobjekt. Einige der Häftlinge grinsen uns herausfordernd an, andere lächeln freundlich, ein paar beobachten uns lauernd oder weichen dem Blick aus. Man schaut in Gesichter mit verwüsteten Zügen und erloschenen Augen, viele haben faule Zähne. Sechzig Prozent der Gefangenen sind Süchtige oder Dealer. Plötzlich drängt sich ein älterer Mann zu mir vor. «Ich bin Amerikaner aus L.A.», stellt er sich vor, «mein Name ist Mister White.» Er wirkt erstaunlich aufgeräumt. «Warum bist du hier?» Es folgt eine Kurzfassung seines Lebens. Sie klingt wie ein Song von Johnny Cash. «Falsche Frau, falscher Ort. Sie lebt noch und hat meine Kreditkarte. Und ich bin hier drin.» Er scheint das Wichtigste gesagt zu haben, verabschiedet sich höflich und verschwindet in der Menge.

Bei der Gefängniskapelle bleiben wir einen Moment stehen. Die Rückwand ist mit süsslichen religiösen Motiven bemalt. Ein grosses Madonnen- und ein Christusbild fallen durch

ihren Ernst und ihre formale Strenge auf. Sie stammen von Joseph, sein Abschiedsgeschenk an die Insassen. Aus einem Lautsprecher dudeln Weihnachtslieder, auf dem Boden der Kapelle liegen Männer, dösend, schlafend, gestaffelte Menschenware.

### Reges Leben unter Särgen

Auf unserem Rundgang umarmt Joseph immer wieder Häftlinge und wechselt ein paar Worte. Es sind Zellengenossen von damals. «Einige von ihnen sind seit siebzehn oder mehr Jahren hier», sagt Joseph, «ohne Urteil. Unsere Gerichte sind langsam.» Um nüchtern, im Ton einer telefonischen Zeitansage, zu konstatieren: «Sie werden hier nicht lebend herauskommen.» Ebenso unbeteiligt berichtet er von den häufigen Selbstmorden, bei denen Häftlinge kopfüber vom dritten Stock in den Innenhof springen oder sich in ihren Zellen erhängen, die so niedrig sind, dass man die Beine anziehen muss. Und als ich ihn frage, wer eigentlich die Homosexuellen beschütze, die sofort auffallen, weil sie sich stark schminken und wie Frauen bewegen, antwortet er unsentimental: «Die Schwulen? Sie werden *paper dolls* genannt, wie jene Kinderpuppen, die man an- und ausziehen kann. Sie sind gefragt. Sie haben es gerne, wenn sie genommen werden.» Wie Joseph kommt auch seine Frau Alexa aus reichem Haus. Sie weiss, dass es Elend und Trostlosigkeit gibt, arme Leute sind in ihrer Stadt allgegenwärtig. Aber diese haben nichts mit dem eigenen Leben zu tun. Vielleicht beschäftigt man sie als Hauspersonal oder als Gartengehilfen, ansonsten gehören sie einer fremden Spezies an, die man nicht verstehen kann, mit der man sich nicht mischt und deren schäbige Wohnungen in den schäbigen Quar-



Akt der Ehre: Ronald «The Rock» dela Rosa.

tieren auf einem anderen Planeten liegen. Hier im Gefängnis jedoch brechen die Grenzen ein, noch nie kam Alexa diesen Leuten so nahe. Sie streift deren Körper, riecht den schlechten Atem, den Schweiß, die Gier. Augen starren sie an, durchdringen sie, manche Gefangene beginnen bei ihrem Anblick zu zittern. Angstbleich, verkrampt lächelnd und mit Tränen in den Augen absolviert sie die Visite.

Später frage ich Alexa, warum sie geweint habe. Erst jetzt habe sie realisiert, antwortet sie, wie furchtbar es wirklich im Gefängnis sei. Es habe ihr sehr Leid getan, dass ihr Mann an einem solchen Ort mit all diesen Leuten habe leben



«Warum sollte ich Angst haben?»: Slum auf dem Armenfriedhof in Bagbag, Gross-Manila.





Wie in einem Menschenzoo: Staatsgefängnis in Quezon City, Gross-Manila.

müssen. Ob es für diese nicht auch schlimm sei, frage ich, oftmals während Jahren solche Bedingungen zu ertragen, ohne zu wissen, wann das Gericht den Fall endlich beurteilt? Für die anderen sei es einfacher, wirft Joseph ein, viele kämen aus armen Familien, und dort sei man es häufig gewohnt, zusammen in einem Raum zu leben. Für ihn aber sei dies ein Schock gewesen, das Schlimmste, und er habe ein ganzes Jahr gebraucht, um sich daran zu gewöhnen.

Wir kommen auf die Politik von Duterte zu sprechen. Alexa findet, er sei ein sehr guter Präsident, aber er sollte etwas weniger Leute töten. Es klingt, als sage sie, er sollte etwas weniger Alkohol trinken. Joseph stimmt ihr zu, die Strassen seien unter Duterte sicherer geworden, das Töten wirke. Aber es werde sich gegen ihn wenden. Man könne nicht einfach Leute umbringen. Auch er liefert seine Einschätzung ohne einen Hauch von Empörung ab, sachlich und emotionsfrei wie eine Wettervorhersage. Dann meint er noch, Duterte habe eine bipolare Störung, sei also abrupten Stimmungsschwankungen ausgesetzt, einmal hochgestimmt, dann plötzlich wieder düster, in Reden sei er oft unkonzentriert und springe von Thema zu Thema. «Ist er verrückt?», frage ich. «Ja», sagt Joseph und lacht, als unterhielten wir uns über einen lustigen Zeitgenossen mit einem kleinen Tic.

Im Norden von Metro Manila, in einem Quartier namens Bagbag, hat es einen öffentlichen Friedhof. Es ist ein Friedhof für die Armen. Die Gebeine von Tausenden Verstorbener ruhen in schmucklosen Steinsärgen, die, nebeneinandergelegt und aufeinandergeschichtet, bis zu hundert Meter lange und drei Meter hohe Totenwohnblöcke bilden. Die Pfade und kleinen Alleen, die sich durch die verdichtet gebaute Gräberstadt ziehen, sind jedoch voller Leben.

Kinder schnattern und lachen, junge Männer stehen lässig herum, Frauen schleppen Taschen mit Gemüse, eine Gruppe effeminierter Homosexueller spielt Ball über die Schnur. Der Friedhof ist die Heimstätte von ein paar tausend *squatters*, illegalen Besetzern, die aber von der Regierung geduldet werden. Die meisten von ihnen kamen vom Land, von den armen Inseln im Norden, mit grossen Hoffnungen auf einen regelmässigen Verdienst und drei Mahlzeiten am Tag. Da aber in der Stadt niemand auf sie gewartet hatte, zogen sie auf den Friedhof, wo sie keine Miete bezahlen mussten und nicht vertrieben wurden. Sie richteten sich neben den Toten ein und vermehrten sich.

### Unrettbare Zombies

«Hast du keine Angst vor den Geistern oder Seelen der Verstorbenen, auf deren Gräbern du lebst?», frage ich Annabella, eine Bewohnerin der Nekropole. Die 38-jährige Mutter von vier Kindern lacht. «Warum sollte ich Angst haben? Ich bin hier geboren. Das alles ist normal für mich.» Sie hätte ausziehen können, erzählt sie weiter, in eine Sozialsiedlung. Sie wollte aber nicht. Sie hätte einen einmaligen Betrag von 10 000 Pesos (rund 200 Franken, d. Red.) bezahlen müssen. So viel Geld habe sie nicht. Und ihr Mann wäre gezwungen gewesen, seine jetzige Stelle aufzugeben, die Siedlung liege ausserhalb der Stadt. «Er arbeitet als Schreiner», lächelt sie stolz, «wie der heilige Josef, der Vater von Jesus.» Und auch sie habe hier ein kleines Einkommen. Einmal im Jahr kämen die Angehörigen der Toten und bezahlten sie dafür, dass sie deren Gräber unterhalte. Überhaupt, fasst sie ihre Bedenken zusammen, was solle sie wegziehen, sie kenne dort niemanden. Es sei hier in den letzten Monaten zudem ruhiger und sicherer geworden.

«Warum?» – «Wegen Präsident Duterte. Seit er regiert, macht die Polizei regelmässig Kontrollen. Sie verhaftet Leute, die auf der Strasse Alkohol trinken oder rauchen, und sie schaut, dass sich die Drogenleute den Behörden ergeben.» – «Was meinst du dazu?», frage ich, «dass viele getötet werden, ohne Anklage und Gerichtsverfahren?» Annabella antwortet mit dem moralischen Pragmatismus jener Abermillionen, die den rechtsstaatlich garantierten Luxus einer ungefährdeten Existenz

## Mitleid und Empathie sind gerade ausreichend für die eigene Familie.

nicht kennen. Mitleid und Empathie sind bei ihnen eine knappe Ressource, gerade ausreichend für die eigene Familie. «Die Kriminellen sind weg. Jetzt kann ich sogar spätabends durch das Quartier gehen, ohne Angst zu haben, ausgeraubt oder angefallen zu werden. Duterte ist ein guter Präsident, er schaut für das Volk.» Inzwischen hat sich eine Gruppe Zuhörer um uns geschart. «Sehen das deine Nachbarn auch so?» – «Ja, alle.» Die anderen nicken.

Einer von Josephs Freunden ist Marcelo\*. Die beiden haben sich im Gefängnis kennengelernt. Marcelo, ein Polizist, war wegen Mordes eingesperrt worden. Nach zweieinhalb

# Pensionierung

- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie spare ich Steuern?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)  
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

WK-PT-WW-CHde

☒ Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- ☐ Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- ☐ Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Jahren Haft sprach ihn das Gericht frei, und er kehrte als unbescholtener Mann zur Polizei zurück. Seine Chefs hätten immer zu ihm gehalten, erzählte er, aber ansonsten redete er nicht mehr über die Sache. Nicht mal Joseph weiss Genaueres über die damalige Angelegenheit. Mittlerweile arbeitet Marcelo in der privaten Sicherheitsbranche, aber er hat immer noch Kontakt zu seinen früheren Kollegen. «Polizisten sind eine Gemeinschaft von Brüdern. Man hält zusammen.»

Marcelo, mehrfacher Familienvater, Mitte vierzig, ein unauffälliger, aber hellwacher Mann, hat für mich ein Treffen mit Deodato\*, einem seiner «Brüder», arrangiert. Sie waren zusammen an der Polizeischule, und heute ist Deodato ein hochrangiger Polizist in der Provinz Bulacan, nördlich von Metro Manila. Da ich ein Freund von Marcelo sei, erklärt er mir, werde er offen und ehrlich mit mir reden. Aber ich dürfe seinen richtigen Namen und seine Stellung nicht nennen.

Er stehe zu hundert Prozent hinter der Politik der Regierung, fängt er an. Vier Millionen Süchtige seien eine tickende Zeitbombe, Drogengeld kontrolliere immer mehr Bereiche des Staates, und Duterte, «ein ehrlicher Mann», habe dies erkannt und unterstütze die Polizei in ihrer Arbeit – anders, als es früher gewesen sei. Jetzt könnten sie aggressiv vorgehen, ohne Klagen befürchten zu müssen, die von Drogenbossen bezahlt würden. «Bulacan ist die Nummer eins, was Tötungen von Drogenleuten betrifft», sagt er nicht ohne Stolz, «bereits mehr als 500 Tote, zwei pro Tag.» Mit Drogen aufzuhören, sei extrem schwierig. Wer Shabu nehme, höre auf zu schlafen und zu essen, sein Gehirn schrumpfe, und er werde verrückt und mache verrückte Dinge. «Töten hilft», fügt er lachend an. Es klingt wie eine Provokation, aber ich ahne, es ist ernst gemeint.

Marcelo wirft ein: «Duterte liebt sein Land. Er ist alt, 71, und hat keine anderen Ambitionen mehr, als den Leuten zu helfen. Aber jetzt wurde genug getötet.» – «Darf man überhaupt Süchtige töten?», frage ich. «Nur die Unheilbaren», sagt Marcelo, «solche, die seit Jahren süchtig sind, die unrettbaren Zombies.» Aber was mit denjenigen sei, frage ich, die sich freiwillig den Behörden gestellt hätten und trotzdem erschossen worden seien? «Unliebsame Zeugen, die zu viel wussten», antwortet Deodato. Etliche Cops seien korrupt und hätten die beschlagnahmten Drogen selber weiterverkauft. «Und wer ist verantwortlich für jene Toten mit den in Klebeband eingewickelten Köpfen und dem Kartonschild <Ich bin ein Drogendealer>? Die Polizei?» – «Nein», sagt Deodato gelassen, «Polizisten verschwenden keine Zeit mit Schilder-Schreiben und Köpfe-Bandagieren. Eher sind dies andere Drogenleute, die verhindern wollen, dass sie verpiffen werden. Oder *vigilantes*, Bürgerwehren. Aber es wird nicht ernsthaft untersucht. Ein Drogen-



*Falsche Frau, falscher Ort:* «Mister White» im Quezon City Jail.

toter mehr – ein Problem weniger.» – «Man hört auch, dass hinter den *vigilantes* Polizisten stecken sollen.» – «In einzelnen Fällen kann dies stimmen. Es gibt hier eine lange Tradition, dass die Polizei die Drecksarbeit von Halbweltfiguren erledigen lässt, welche dafür bei ihren Geschäften in Ruhe gelassen werden.»

«Wer war dein erster Toter?» Deodato muss nicht lange nachdenken. «Ein muslimischer Rebell. Ich war damals in Mindanao stationiert und übernahm als junger Polizist meine erste Einheit. Da übergaben mir die Kollegen diesen gefesselten Gefangenen. <Dein Job>, sagten sie, <deine Feuertaufe.> Ich wusste, was dies hiess. Ich schoss ihm in die Brust, dann in den Kopf, und bevor ich ihn ins Meer warf, schnitt ich ihm den Bauch auf und räumte seine Innereien aus, damit sich der Körper im Wasser nicht aufblähte, sondern schön auf den Meeresgrund absank. Ich durfte mir nicht anmerken lassen, wie es mir dabei ging, aber ich war derart aufgewühlt, dass ich danach eine Woche nicht schlafen konnte.»

### Süchtige Polizisten

Wenn die Polizei jemanden erschossen habe, werfe ich etwas später ein, erkläre sie immer, in Notwehr gehandelt zu haben. Jeder wisse, entgegen Deodato achselzuckend, dass dies häufig nicht stimme. «Wir provozieren die Pusher, damit sie sich wehren, dann erschiessen wir sie.» Er lacht kurz auf. «Shoot to kill», schiessen, um zu töten, sei nur erlaubt, wenn man direkt angegriffen werde. Versuche der mutmassliche Kriminelle hingegen zu flüchten, dürfe nur auf die Beine gezielt werden. So sei ein Cop vor Gericht gefragt worden, warum der Verdächtige eine Kugel im Kopf hatte, obwohl alle Zeugen bestätigten, dass der Mann davongerannt sei. «Das ist korrekt, ehrenwerter Richter», habe

der Cop geantwortet, aber just in dem Moment, als er gefeuert habe, sei der Flüchtende stehen geblieben und habe sich geduckt. Daher sei die Kugel nicht in den Beinen, sondern im Kopf gelandet. Deodato und Marcelo feixen und freuen sich über die Dreistigkeit des Kollegen.

Dann klappt Deodato seinen Laptop auf. «Schau her.» Auf einer Polizeifotografie sieht man einen auf dem Rücken liegenden Mann, den Kopf in einer Blutlache, in der rechten Hand eine Pistole. «Was ist falsch an diesem Bild?», fragt er wie ein Lehrer, um gleich selber die Antwort zu geben: «Wenn ein Polizist zu einem Verdächtigen hingeht, den er angeschossen hat, kickt er als Erstes dessen Waffe weg. Sicherheitsmassnahme Nummer eins jedes Cops. Man hat hier dem Toten die Waffe nachträglich in die Hand gedrückt, um die Schiesserei wie Selbstverteidigung aussehen zu lassen.» Dann spielt Deodato auf dem Laptop einen kurzen Film ab, die Bilder sind dunkel und grünlich, offenbar wurden sie nachts aufgenommen. Drei Männer stehen in einem Toreingang, einer von ihnen raucht aus irgendeinem Gerät. «Siehst du den rauchenden Mann?», kommentiert Deodato. «Er ist Polizist. Ein Süchtiger. Er raucht Shabu. Die Aufnahme wurde verdeckt gemacht von einem anderen Polizisten.» – «Was geschah mit dem süchtigen Cop?» – «Er lebte noch eine Woche.» Wieder lacht Deodato kurz auf, und ich komme einen Moment ins Grübeln, ob da bloss einer prahlt und mit Schauerstorys angeben will. Aber ich finde keinen Grund, die Geschichten nicht zu glauben.

«Das Töten wird zum Problem werden», fährt Deodato fort, nunmehr in ernstem Ton. «Eine Polizei mit der Lizenz zum Töten gewöhnt sich daran. Das *body-count syndrome* macht sich breit, die Auffassung, dass sich der



Kriegserfolg daran misst, wie viele Feinde man eliminiert hat. Du kannst nicht mehr aufhören, du wirst süchtig nach dem Töten. Und solche Polizisten sind eine Gefahr, sie werden käuflich als Auftragskiller, als gedungene Mörder für kriminelle Syndikate.» Nach Jahrzehnten der Bürgerkriege existiere im Land eine Kultur des Tötens. «Wir Filipinos sind immer noch barbarisch», bilanziert er und meint, «aber du hast keine Wahl. Entweder du tötest, oder du wirst getötet.»

Eines der grössten Indoor-Stadien Asiens, die MoA-Arena in Metro Manila, ist bis auf den letzten Platz besetzt. Es ist Anfang Dezember, die Nacht der *mixed martial arts*-Fights, jener harten und brutalen Disziplin, bei der im Stehen und im Liegen gekämpft wird. Ausser töten, Augen eindrücken, Körperteile abbeissen, Fingerstichen, in die Genitalien schlagen ist alles erlaubt. Der Kampf ist beendet, wenn ein Gegner bewusstlos ist oder auf dem Boden abklopft, weil er gewürgt wird und keine Luft mehr bekommt. Marcelo, einer seiner Freunde und ich sitzen in der Nähe des Ringkäfigs. Die blendende Laune des Publikums ist ansteckend, brachiale Videoclips der Kämpfer und Rockmusik sorgen in den Pausen dafür, dass die Stimmung nie absinkt.

### Das Publikum will Blut sehen

Für den ersten Höhepunkt sorgt ein Australier, der als Herausforderer gegen einen Brasilianer antritt. Der Australier ist der Underdog, dem dunkelhäutigen Brasilianer körperlich und technisch hoffnungslos unterlegen. Aber er ist respektlos und frech, streckt dem muskelbepackten Gegner zum Gaudi des Publikums die Zunge heraus, tänzelt aufreizend locker dessen Schläge aus. Schliesslich landet er trotzdem auf den Brettern, und der Brasi-

lianer versucht dem sich Windenden mit einem Hebelgriff die Luft abzuklemmen. Die Grossleinwand zeigt den rotgeschwollenen Kopf des Australiers, und als man ihn schon aufgibt, schaut er plötzlich direkt in die Kamera, zieht eine unverschämte Grimasse und befreit sich kurz darauf wundersam aus der Umklammerung. Das Publikum jubiliert und klatscht. Es hat einen Helden gefunden und feiert ihn auch noch frenetisch, als er den Kampf am Ende nach Punkten verliert.

Hauptereignis des Abends ist jedoch der Weltmeisterschafts-Fight um die Krone der Schwergewichtsklasse, Motto: «Epoche der Herrschaft». Amtierender Champion ist Brandon «The Truth» Vera, Filipino-Amerikaner, vergötterter Liebling des Volkes, eine 1,91 Meter grosse, furchterregende Mischung aus Vin Diesel und Dschingis Khan. Nur schon die Erwähnung seines Namens bringt die Arena zum Kochen. Sein Herausforderer ist der Japaner Hideki «Shrek» Sekine. In dem Augenblick, da er den Ring betritt, tut er einem schon leid. Shrek ist deutlich kleiner, etwas übergewichtig, eine müde, in die Jahre gekommene Kampfmaschine. Er hat vom ersten Moment an keine Chance.

«The Truth» bricht wie ein Verhängnis über ihn herein. Er treibt den Japaner durch den Ring, landet schmerzhaft Tritte an dessen Beinen, am Kopf, trifft mit dem Knie dessen Schläfe. Der Japaner ist zu langsam, um die Hämmer abzuwehren. Er taumelt, sinkt auf die Knie, ein verwundeter Samurai, steht wieder auf, flüchtet rückwärts, mit dem Blick eines gejagten Tieres. Vera setzt nach, unerbittlich, konzentriert, präzise, der verheerenden Faust folgen Fusstritte, an den Schädel, in die Brust, an den Kopf. Das Publikum ist im Rausch, es will Blut sehen, «Boum!» schreit es zu jedem Schlag, «Boum!». Shrek geht zum zweiten Mal zu Boden, Vera

stürzt sich über ihn, wie ein Fallbeil fährt seine Faust auf den zerstörten Samurai nieder, «Boum!», «Boum!», bis der Ringrichter dazwischenhechtet und das Massaker beendet. Der Kampf hat nur drei Minuten gedauert.

### Spott für den Verlierer

Verschreit seinen Triumph in die Menge, diese jubelt zurück, verschmilzt mit dem Dominator. Shrek bleibt liegen, die Betreuer reden auf ihn ein, und als er sich wieder bewegt, helfen sie ihm auf einen Plastikhocker, wo er, in sich zusammengesunken, sitzen bleibt. Auf der Leinwand erscheint kurz eine Grossaufnahme

### Seine Grausamkeit ist der Beweis seiner Macht. Wer sich ihm anschliesst, glaubt sich gerettet.

des besiegten und gedemütigten Japaners. Niemand weiss, ob er gesundheitliche Schäden davongetragen hat. Aus dem Publikum ertönt Gelächter und Pfeifen. Der Verlierer erfährt kein Erbarmen, nur Spott oder Desinteresse.

Diese Reaktion erinnert an die relative Gleichmütigkeit, mit der auf den Philippinen die Massentötungen von Kriminellen und Süchtigen hingenommen werden. Mitleid mit den Opfern wird kaum je geäussert. Präsident Rodrigo «I'll kill you» Duterte erfreut sich trotz oder vielleicht sogar wegen der Leichenbilanz bei einer Mehrheit nach wie vor grosser Beliebtheit. Er ist der fürchterliche «Punisher», der heroische Dominator. Seine Grausamkeit ist der Beweis seiner Macht. Wer sich ihm anschliesst, glaubt sich gerettet. Wer aber auf seiner berüchtigten Liste mit den Namen von Tausenden Drogenverdächtigen landet, verfällt in Angst, Zittern und Demut. Gleichzeitig umgibt «Rody» als Sohn der Schmuttelprovinz Mindanao der Nimbus des heldenhaften Underdogs, der nie aufgibt und den unverschämten Mut hat, den traditionellen Herrschaftskasten unflätige Wahrheiten ins Gesicht zu spucken.

Vor allem aber liefert seine Politik ein grandioses Spektakel. Abstossend und faszinierend wie eine *mixed martial arts*-Veranstaltung, nur viel grösser. Die Filipinos sind das amerikanerfreundlichste Volk der Welt, sie lieben Amerika noch mehr, als es die Amerikaner selber tun. Sie wachsen nicht nur mit Fastfood auf, sondern auch mit amerikanischen TV-Serien. Die Präsidentschaft Dutertes ist für viele wie eine überwältigende nationale Fernsehserie. Unvorhersehbar, gewalttätig, dramatisch. Live. Packende Unterhaltung, die jeden in den Bann schlägt und bei der weniger die moralische Frage interessiert, wer die Guten sind und wer die Bösen, sondern mehr die praktische Frage: Wie geht die Geschichte weiter? Wer gewinnt, wer verliert, wer wird getötet?

\*Namen geändert



**Epoche der Herrschaft:** Brandon «The Truth» Vera besiegt Hideki «Shrek» Sekine.





Mütter und Töchter vereint: Jane Fonda und Miley Cyrus am Women's March in Los Angeles.





Ikone der Woche

## Beeindruckend

Von Claudia Schumacher

**E**in Meer aus pinken Mützen, Frauen auf der ganzen Welt, eine halbe Million in Washington, eine Million in Los Angeles und selbst fernab in Städten wie Genf noch Tausende Demonstranten/-innen. Der «Women's March on Washington» war in seiner schieren Masse schlichtweg beeindruckend.

Töchter marschierten neben ihren Müttern, arbeitende Frauen protestierten gegen «Sexismus» und «Lohnungleichheit», Schwarze gegen «Rassismus», und unter den Studentinnen, die etwa für das Recht auf Abtreibung einstanden, gaben auch Republikanerinnen Interviews. Republikanerin zu sein und nicht Trump zu wählen, war schliesslich seit der Veröffentlichung der Trump-Tapes kein Widerspruch mehr, sondern fast schon ein Gebot der Stunde.

Der Marsch am 21. Januar wird wohl als eine der grössten friedlichen Demonstrationen aller Zeiten in die Geschichte eingehen. Von einer gewaltfreien, friedlich fliessenden Masse geht ein seltsamer Zauber aus. Die Bilder zeugen von einer ansteckenden Energie, die Schwesterlichkeit über alle Altersgrenzen hinweg berührte. Wer dabei war, wird den Tag wohl nicht so schnell vergessen.

Das Symbol des Protests: der Pussyhat. Seit Thanksgiving riefen die Aktivisten des «Pussyhat Project» zum Stricken pinkfarbener Mützen auf in Anspielung auf Trumps «Grab them by the pussy»-Satz. Auch wenn der Präsident mit seinen Äusserungen von den Organisatoren des «Women's March on Washington» in der Absichtserklärung nicht namentlich genannt wurde, war klar, wer hier gemeint war. Vielen Mützentragenden ging es um die Angst, dass den sexistischen Äusserungen Trumps auch eine sexistische Politik folgen könnte.

Es war ein Jammer, dass in dieser weltweiten Monumental-Kundgebung ausgerechnet die dümmsten Wortmeldungen am meisten Beachtung fanden. Die Pop- und Hollywoodstars avancierten zu den falschen Gesichtern dieser Frauendemo. Anders als die friedliche Mehrheit liess Madonna verstörenden Gewaltfantasien freien Lauf. Die Schauspielerin Ashley Judd wiederum trug pathetisch eine Art Gedicht vor, in dem sie Trump mit Hitler gleichsetzte und ihm alles anhängte, was in Amerika derzeit angeblich schief läuft – obwohl der Angeschuldigte gerade erst zwei Tage im Amt war.

Schliessen wir deshalb mit einer löblichen Ausnahme: Scarlett Johansson hielt eine vernünftige Rede. Sie werde Donald Trump als Präsidenten der Vereinigten Staaten unterstützen, sofern er Frauen und ihre Rechte achte. Soviel Common Sense ging neben dem Gepolter leider unter.





## Erfolg und Moral

In den Büchern von Bestsellerautor Martin Suter ist das Böse immer dort, wo das Geld liegt. Bei ihm selbst gilt das natürlich nicht.  
*Von Rico Bandle und Sonja Klajnberg (Illustration)*

### Die Bibel

## Ungleichheit

Von Peter Ruch

Die Unterschiede zwischen den Menschen wecken bei manchen die Frage, weshalb nicht alle gleich sind. Im Römischen Reich zirkulierte dazu das Gleichnis vom Aufruhr gegen den Magen. Die anderen Körperteile protestierten dagegen, für die Fütterung dieses faulen Sackes zu arbeiten, und traten in den Streik. In der Folge wurden sie bald schwach und schwächer. Der Magen war nicht mehr in der Lage, sie mit Energie zu versorgen. Da nahmen sie eben ihre Arbeit wieder auf. Titus Livius hatte das Gleichnis ausgedacht, um den Müssiggang des Adels zu rechtfertigen.

Der Apostel Paulus griff es auf und baute es christlich um: Bei allen Unterschieden ist für ihn jedes Glied am Leib wichtig und wertvoll. Mehr noch: *«Jene Glieder des Leibes, die als besonders schwach gelten, sind umso wichtiger, und eben jenen, die wir für weniger ehrenwert halten, erweisen wir besondere Ehrerbietung.»* (1. Korinther 12, 22 f.) Diesem Gleichnis wird oft nachgelebt. Aber es gibt Lücken. Auch mir gelingt es nicht immer, dem Servierpersonal im Restaurant oder den Kassiererinnen im Supermarkt die gebührende Beachtung zu schenken. Der Kunde ist König. Bei Paulus ist Christus das Haupt des Gemeinwesens. Alle Glieder haben eine Aufgabe und schulden einander Respekt. Auch denen, die wenig Ansehen geniessen.

Das Ansehen ist der Grund, weshalb manche Berufe akademisiert wurden. Kindergärtnerinnen oder Pflegefachleute werden durch die Matura nicht besser. Sie erschwert bloss die Auswahl der geeignetsten Personen. Der Akademisierungstrend wurzelt in der Absicht, das Ansehen der Menschen zu erhöhen. Hinzu kommt die Akademisierung durch wachsende Gymnasien. Sogar in der Entwicklungshilfe wurde die handwerkliche Ausbildung heruntergefahren. Diese Schwachstelle unserer Zivilisation deckt die Bibel auf. Und verhilft zur Korrektur. Man denke an den Gestank in Neapel und Rom, wenn das weniger ehrenwerte Kehrriechtpersonal ausfällt. Das ist Grund genug, die Wertschätzung derer, die einen minderen Job machen, im eigenen Herzen neu anzustossen.

Peter Ruch, Theologe, war vor seiner Pensionierung reformierter Pfarrer in Küsnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Er hat drei Wohnsitze auf zwei Kontinenten, preist die Annehmlichkeiten von Hausangestellten, liebt das Geld – und er hat Erfolg. Viel Erfolg.

Martin Suter ist ein Phänomen im Literaturbetrieb. Nicht nur, weil er mit seinem Lebensstil und seinem eloquenten Auftritt – stets in Anzug mit Weste und nach hinten gegeltem Haar – an Zeiten erinnert, als Literaten noch zur Bohème gehörten. Wenn er einen neuen Roman herausgibt, ist das ein Medienereignis. Und das findet etwa alle zwei Jahre statt. So auch jetzt wieder, wo der Schriftsteller auf Titelblättern von Magazinen, in Fernsehrichten und auf den Kulturseiten der grossen Zeitungen einhellig gefeiert wird.

«Elefant» heisst das neue Buch, ein nettes kleines Märchen, dessen Lektüre sich, wie immer bei Suter, so angenehm gestaltet wie ein Kinobesuch. Und das gleich wieder vorne auf der Bestsellerliste gestartet ist.

Die Geschichte dreht sich um skrupellose Geschäftemacher, die einen gentechnisch veränderten Elefanten herstellen möchten. Das Tier soll wie ein Glühwürmchen leuchten, und das erst noch rosarot, so der Plan. Als Spielzeug für gelangweilte Kinder von Ölscheichs wird ein solches Lebewesen ein Vermögen einbringen, erhoffen sich die Gentechniker. Als Nebenprodukt schaut vielleicht auch ein Nobelpreis heraus.

Als Muttertier für den Prototyp des Kunstelefäntchens wurde ein Schweizer Zirkuselefant ausgewählt. Der von Skrupeln geplagte Zirkustierpfleger sorgt allerdings dafür, dass das rosa-

---

**Es handelt sich um eine Figur, die moralisch völlig rein ist, unverdorben von der Zivilisation.**

---

rote Elefäntchen nach der Geburt verschwindet. Ein Obdachloser in Zürich findet das Geschöpf und zieht es zusammen mit einer selbstlosen Tierärztin auf. Die geldgierigen Geschäftemacher kommen den beiden allerdings auf die Spur – sie sind zu allem bereit.

Es ist eine klassische Geschichte von Gut gegen Böse, Arm gegen Reich, Natur gegen Technik. Oder schlicht: David gegen Goliath – ohne jegliche Grautöne.

Auf der Seite der Guten fällt eine Figur auf, die typisch ist für Martin Suter: Kaung, der burmesische Tierpfleger jenes Zirkus, der aus Geldnot seine Elefantenkühe als Leihmütter

für Zuchtprogramme zur Verfügung stellt. Kaung verfügt über einen spirituellen Draht zu den Elefanten. Bevor er in die Schweiz kam, war er ein *oozie* (Elefantenführer), Kindermönch, Widerstandskämpfer gegen das Militärregime; dann musste er aus dem Land flüchten. Der einfache, naturverbundene Tierpfleger ist ein tiefgläubiger Mann, unbestechlich, ganz den höheren Werten verpflichtet. Für ihn ist der rosarote Elefant heilig.

Mit Kaung bedient sich Martin Suter des Topos des edlen Wilden – und bewegt sich damit auf den Pfaden von Rousseau oder Karl May. Es handelt sich um eine Figur, die moralisch völlig rein ist, unverdorben von der hiesigen, verkommenen Zivilisation. Kaung hat zwar keine Ahnung, was es mit der Gentechnik auf sich hat, merkt aber intuitiv, dass es falsch und böse ist, was die Leute hier vorhaben. «Roux nicht guter Mann», sagt er, als ihm der Genforscher über den Weg läuft.

Es ist diese Überhöhung des Fremden, des Naturmenschen, die Martin Suter hier nicht zum ersten Mal zelebriert. In «Der Koch» (2010) zum Beispiel steht ein tamilischer Hilfskoch im Zentrum des Geschehens, der ebenfalls übersinnliche Fähigkeiten hat: Er kann aphrodisierende Gerichte zubereiten, die bei den Gästen auf unwiderstehliche Art den Sexualtrieb steigern. Auch er verkörpert die moralische Reinheit schlechthin: Das lukrative Geschäft, das Essen auch Unverheirateten anzubieten, kann er nicht verantworten. Und auch er merkt intuitiv, wo die böse Absicht steckt – und die liegt bei Martin Suter immer dort, wo jemand den Verlockungen des Geldes nachgibt. In «Elefant» prangert der Schriftsteller die Gentechnologie an, im Fall von «Der Koch» die Waffenexporte in Kriegsgebiete.

Die Idealisierung des Fremden, die Kritik am Kapitalismus und das Aufgreifen von Themen, bei denen man den Mahnfinger heben kann, ohne den eigenen Lebensstil anpassen zu müssen – wichtige Zutaten von Suters wundersamer Erfolgsgeschichte.

### Finanzkrise machte ihn zum Propheten

Damit findet Suter mittlerweile auch in jenen Kreisen Anerkennung, denen kommerzieller Erfolg grundsätzlich suspekt ist und die wahre Kunst an der Höhe der Subventionen messen. Die Feuilletons sind ihm mehrheitlich gewogen, renommierte Theater wie das Zürcher Schauspielhaus bieten ihm eine Bühne.





**Profit maximierender Erfolgsautor:** Star-Schriftsteller Suter.

Den Weg in diese exklusiven Kreise geebnet haben ihm auch seine Äusserungen vor Volksabstimmungen zu Asyl, Waffenexport oder Einwanderung («Höchste Zeit, dass die Schweiz wieder einmal etwas Vorbildliches tut»). Zuverlässig bewegt er sich da auf der Linie der urbanen Kulturszene.

Entscheidend für sein Renommee war aber die globale Finanzkrise, die ihm einen enormen Schub gab.

Martin Suter ist einer breiten Öffentlichkeit durch seine Kolumnen bekannt geworden. In «Business Class» (1992–2007, in der *Weltwoche* und im *Magazin*) persiflierte er die Manager der Finanzbranche, die damals noch von Rekordgewinn zu Rekordgewinn eilten und sich als Masters of the Universe sahen. In sei-

ner Villa auf Ibiza schrieb er Woche für Woche über die bemitleidenswerten Krawattenträger an der Bahnhofstrasse, die von Statusdenken, Gier, Boni-Fixiertheit und Karrierestreben getrieben waren. Die Kolumnen waren höchst unterhaltsam und – gerade weil sie alle möglichen Klischees bedienten – Balsam für die Seele all jener, die heimlich die geschniegelten Banker mit ihren teuren Autos und schönen Frauen beneideten.

2008 brach die US-amerikanische Bank Lehman Brothers zusammen, die Finanzkrise erschütterte die Welt, auch die Schweiz. Plötzlich war Suter nicht mehr bloss der Autor von lustigen Kolumnen über Banker, sondern der Visionär, der die Ursachen der Krise bereits aufzeigt hatte, als die Branche noch boomte.

Seither ist für Journalisten oder Veranstalter von Podiumsdiskussionen klar: Suter ist ein sicherer Wert, der immer auf der richtigen Seite steht – sei es, dass er gegen die Boulevardzeitung *Blick* kämpft, die er wegen der Berichterstattung über den Tod seines Sohnes anprangerte, sei es, dass er über Steuerflüchtlinge in der Schweiz Dinge sagt wie: «Nur um ein wenig Steuern zu sparen, nehmen sie es in Kauf, in den Reichengettos der Provinz ein Spiesserleben zu führen.»

## Seine Erfolgsformel besteht aus einer Mischung aus «Tatort» und Paulo Coelho.

Dass er selbst nach Guatemala zog, und zwar unter anderem darum, weil er sich dort Hausangestellte leisten kann, spielt da natürlich keine Rolle. Auch nicht, dass er gerne erwähnt,

welch exorbitantes Salär er einst als Kolumnist ausgehandelt hatte. Aus ihm ist schlicht «Der gute Mensch aus Zürich» geworden, wie ihn die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 2010 nannte.

Und als diesen «guten Menschen» weiss er sich perfekt zu inszenieren. Wenn er redet, dann mit gedämpfter Stimme: wie ein weiser Mann, der eine Andacht hält, weshalb man ihm ganz genau zuhören soll. Er macht das so überzeugend, dass der Literaturredaktor der NZZ bei Suter eine «sichtliche und hörbare innere Bewegtheit» festgestellt haben will, als er ihn auf Gottfried Keller angesprochen hat.

Jedenfalls, Martin Suter hat seine Erfolgsformel gefunden. In seinen Büchern besteht sie aus einer Mischung aus «Tatort» und Paulo Coelho: aus dem Kampf zwischen Gut und Böse, gepaart mit etwas Unerklärlichem, Mystischem, der Gegenwelt zu unserer geldfixierten, auf Effizienz getrimmten Gesellschaft. Dass er nach diesem Schema meisterhaft Geschichten zu erzählen weiss, ist ihm nicht vorzuwerfen, selbst wenn seine Moral im Widerspruch mit seiner eigenen Lebensweise steht. Die Ironie dabei ist bloss: Würde Martin Suter einen vom Erfolg getriebenen, profitmaximierenden Schriftsteller beschreiben, so käme dabei ziemlich genau Martin Suter heraus.



**Martin Suter:** *Elefant*. Diogenes. 352 S., Fr. 26.90.–.

**Bernhard-Matinée:** alt Bundesrat Moritz Leuenberger im Gespräch mit Martin Suter. 29. Januar, 11.30 Uhr, Bernhard-Theater, Zürich.

# «Es braucht einen gewissen Machiavellismus»

Heribert Tenschert handelt mit Büchern, die gut und gerne zehn Millionen Franken kosten können. In seinem begehbaren Panzerschrank an seinem Wohnort bei Schaffhausen lagern einige der bedeutendsten Originalmanuskripte der Kulturgeschichte. *Von Sven Michaelsen*

Während des Gesprächs lehnte ich mein Aufnahmegerät an die Erstausgabe von Goethes in Latein verfasster Dissertation aus dem Jahr 1771, Titel: «Positiones Juris». Nur vier Originalexemplare der zwölf Seiten langen Schrift sind noch erhalten. Heribert Tenschert besitzt das einzige Exemplar, dessen Seiten noch nicht aufgeschnitten wurden. Verwahrt wird die Preziose in Tenscherts Anwesen im Kanton Schaffhausen in einem begehbaren, zwanzig Quadratmeter grossen Panzerschrank, der mit einer sechzig Zentimeter dicken Stahltür gesichert ist.

**Herr Tenschert, Sie sind Antiquar und Sammler. Wie viele Bücher besitzen Sie?**

Mehr als eine Viertelmillion.

**Wie viel kostet Ihr teuerstes Buch?**

Zwölf Millionen Euro. Gemessen an der sternenfeuerhaften Schönheit und am kunsthistorischen Weltrang dieses Buches, ist das nichts. Ich könnte genauso gut dreissig Millionen Euro verlangen.

**Was ist das für ein Buch?**

Ein handgeschriebenes, unvollendetes Gebetbuch, das um 1400 von einem der Brüder von Limburg mit dreissig grossen Zeichnungen von schier übermenschlicher Vollendung versehen worden ist. Die Niederländer Paul, Johan und Herman von Limburg sind die berühmtesten Handschriftenmaler, die es je gegeben hat. Sie haben zuerst für Philipp den Kühnen von Burgund gemalt und dann für Herzog Johann von Berry. 1416 sind alle drei Brüder Anfang, Mitte dreissig an der Pest gestorben. Mein Manuskript ist eines von vier, das unzweifelhaft von einem von ihnen stammt. Sie sehen, in welchem Himmelskreis der Kunst wir uns da befinden.

**Wie ist das Buch in Ihren Besitz gelangt?**

Ich habe es vor zwei Jahren im Internet entdeckt und dann auf einer Auktion gekauft.

**Von wem?**

Von einer belgischen Adelsfamilie. Das war eine ganz kurzfristig anberaumte Auktion ohne Katalog. Auf der Website waren nur zwei Bilder zu sehen. Man musste bieten, ohne das Buch in den Händen gehalten zu haben. Von der Versteigerung wussten höchstens zwei Dutzend Leute, aber leider waren es die, auf die es ankam. Da hiess es: «Hic Rhodos, hic salta!» Und ich bin dann gesprungen.

**Wie viel haben Sie gezahlt?**

Alles in allem sechs Millionen Euro. Dass das Manuskript heute das Doppelte kostet, ist gerechtfertigt, denn im vergangenen Jahr haben Nachforschungen des Kunsthistorikers Eberhard König und von mir ergeben, dass es sich um ein Missing Link der französischen Buchmalerei um 1400 handelt.

**Wie ist das Manuskript zu Ihnen gekommen? Mit bewaffnetem Begleitschutz?**

Nein, per Spedition. Auch bei Millionenwerten darf man eine gewisse Bodenständigkeit nicht verlieren. Es zählt zu den lächerlichsten Marotten von Bibliothekaren und Museumsleuten, mit weissen Handschuhen an Manuskripte heranzutreten. In Handschuhen verlieren Sie jegliches Gefühl und laufen Gefahr, Blätter zu knicken. Es reicht völlig, die Hände gut zu waschen.

**Es heisst, Sie hätten ein phänomenales Gedächtnis und wüssten von fast jedem Ihrer Bücher nicht nur Verlag und Erscheinungsjahr auswendig, sondern auch, wer der Buchbinder war.**

Über zwei Drittel meiner Bücher kann ich etwas Gediegenes sagen. Für das andere Drittel besitze ich 35 000 Nachschlagewerke mit zusammen 70 000 Bänden.

**Wie alt ist Ihr ältestes Buch?**

Neunhundert Jahre alt.

**Wie lange wird dieses Buch noch halten?**

**«Mit zehn Jahren habe ich alles gelesen, was mir unter die Finger kam, von Trash bis Thomas Mann.»**

Wenn es keinem menschlichen Zerstörungswüten ausgesetzt ist, sind die nächsten zwei oder drei Jahrtausende gesichert.

**Heute gedruckte Bücher gehen oft schon nach dem ersten Lesen aus dem Leim.**

Mein Terrain sind Bücher auf Pergament, also den Häuten von Kälbern, Lämmern, Ziegen oder Kühen. Sie sind, nach menschlichen Massstäben gemessen, unsterblich. Für grossformatige Bücher war Kalbspergament das tauglichste Material. Für kleinformatige Bücher hat man die Haut ungeborener oder neugeborener Lämmer genommen. Mit der Gründung von Universitäten im 13. Jahrhundert kamen wandernde Studenten auf, die nach einbändigen, kleinformatigen Bibeln verlangten, weil sie mit möglichst wenig Gepäck reisen wollten. Deshalb wur-

de der Text auf hauchdünnes Lammpergament geschrieben. Eine Kuhhaut hätte das Volumen gesprengt. Daher kommt die Wendung «Das geht auf keine Kuhhaut».

**Wie viele Lämmer mussten für ein mittelformatiges Buch mit hundert Blättern ihr Leben lassen?**

Wenn man den Ausschuss einrechnet, etwa fünfzehn.

**Welche Eigenschaften muss ein Buch haben, um Ihren Jagdinstinkt zu kitzeln?**

Die Kriterien sind Alter, Erhaltungszustand, Ästhetik und Relevanz. Nehmen wir Goethes «Werther»: Das unrealisierbare Ideal wäre eine Erstausgabe auf reinstem und grösstem Papier im schönstmöglichen Originaleinband der Zeit. Und dann gibt es natürlich noch Zusätze: eine Widmung von einer Person aus Goethes Umkreis oder – mirabile dictu – eine Widmung von Goethe selbst!

**Waren Sie schon als Kind ein Bücherwurm?**

Mit zehn Jahren habe ich alles gelesen, was mir unter die Finger kam, von Trash bis Thomas Mann. Als ich mit fünfzehn, sechzehn die magische Wirkung von Literatur zu spüren begann, investierte ich in bibliophile Bücher. Das notwendige Geld verdiente ich durch Nachhilfe. Zum Abitur wünschte ich mir von meiner Mutter die Erstausgabe von «Zettels Traum» von Arno Schmidt.

**Waren Sie eines dieser Problemkinder, die sich ins Lesen flüchten, weil sie sich von der Wirklichkeit gedemütigt fühlen?**

Nein. Ich war im Sport unter den Besten, und zumindest die Mädchen haben mich durchaus gemocht. Andere haben mich mögen müssen, weil ich ihnen schulisch geholfen habe. Ich war der Primus der Klasse.

**Nach dem Abitur erwogen Sie, Schriftsteller zu werden.**

Ich habe damals, wie viele geistig erregbare Menschen um die zwanzig, Gedichte geschrieben. Sie taumelten zwischen Gottfried Benn, Paul Celan und Ingeborg Bachmann umher. Meine Freundinnen haben es sich dann angelegen sein lassen, sie auf edles Papier zu tippen und mir gebunden zu schenken. Letztlich ist mir so ein Konvolut in die Hand gefallen. Ich habe es mit äussersten Gefühlen der Peinlichkeit zu lesen begonnen, aber ganz so schlecht war das nicht. Entschuldigen Sie den Vergleich, aber wenn man bedenkt, mit welchen lächerlichsten und pennälerhaften Stammeleien Rilke angefangen hat, hätte aus mir vielleicht etwas werden können.



Von 1969 an studierten Sie in Freiburg Altphilologie, Romanistik und Germanistik. Nach sechzehn Semestern verliessen Sie die Universität ohne Abschluss.

Nach drei Semestern habe ich mich nur noch mit Mittelalter-Romanistik beschäftigt. Parallel baute ich eine kleine Bibliothek mit 5000 bibliophilen Bänden auf. Mit diesem Grundstock gründete ich mit

29 Jahren eine Antiquariatsbuchhandlung in Rothalmünster in Niederbayern. Nach einem Jahr bot mir ein Kölner Sammler, der seinem Ende entgegenging, 3500 Bücher aus dem 17. bis 19. Jahrhundert für 500 000 Mark an. Ich erwarb die Sammlung mit einer Bankbürgschaft meines Grossvaters. Von da an war ich im Geschäft.

Was war Ihr erster Scoop?

Im dritten Jahr erwarb ich von einem Kollegen den «Schatzbehälter» von 1491, eine Inkunabel, die mit 96 ganzseitigen Holzschnitten geschmückt ist. Ich zahlte 65 000 Mark und verkaufte sie wenige Monate später für das Doppelte.

Ihre Gewinnspanne, heisst es, betrage zwischen 10 und 2000 Prozent.

Man kauft oft etwas völlig anderes, als man meint. Ich habe bei Sotheby's mal eine illuminierte Handschrift für umgerechnet 45 000 Mark ersteigert. Bei der Untersuchung des Buches bekam ich heraus, dass die Mariengesichter von einem der grössten französischen Maler um 1430 stammten. Damit rückte das Buch in eine völlig andere Sphäre. Da habe ich überhaupt keine Bedenken, es zum zehn- oder zwölffachen Wert zu verkaufen.

Welche Wertsteigerung haben mittelalterliche Manuskripte?

Künstlerisch hochstehende Handschriften sind in den vergangenen fünfzig Jahren um das Dreissigfache im Wert gestiegen, Durchschnittsware nur um das Vierfache.

Wer sind Ihre Kunden?

«Man kauft oft etwas völlig anderes, als man meint.»

Sie gehören zu der seltenen Spezies sehr reicher Menschen mit Geist, Geschmack und Erkenntnisinteresse, die sich nicht irgendeinen Quark von Cy Twombly oder Herrn Basquiat aufschwätzen lassen.

Wie viele Kunden haben Sie, die bereit sind, für ein Buch mehr als eine Million Euro auszugeben?

Fünf, sechs. Dazu kommen etwa zwanzig Kunden, die mittlere bis hohe sechsstelligen Beträge für ein Buch ausgeben. Mehr Kunden will ich gar nicht haben, weil sich sonst Eifersüchteleien einstellen würden. Erfreulicherweise kaufen überdurchschnittlich viele Frauen bei mir. Meine Hauptkundin ist seit 2009 eine Amerikanerin, die als sammlerisch-weibliche Erscheinung mein Glück ausmacht.

Wer war seit der Gründung Ihres Antiquariats Ihr grösster Einzelkunde?

Der niederländische Sammler Joost Ritman. Zwischen 1984 und 1992 hat er für mehr als hundert Millionen Mark Manuskripte und Inkunabeln bei mir gekauft. Er hat uns beide immer Blutsbrüder genannt. 1993 haben ihm die Banken den Geldhahn zugezogen, weil er sich in ihren Augen in einen Omnipotenzrausch hineingesteigert hatte und auf einmal auch Rembrandts, holländische Kacheln und Jugendstilkämme erwarb. Heute ist er sammlerisch wieder auf dem Stand von vor dreissig Jahren. Das ist tragisch, aber so muss es sein. Der Händler in mir hat nichts dagegen, wenn Sammlungen in alle Winde



«Die Jagd ist das Schönste»: Antiquar Tenschert.

zerstreut werden. Davon lebe ich. Ohne einen gewissen Machiavellismus bleiben Sie in diesem Geschäft Durchschnitt.

**Welches ist das teuerste Buch, das je gehandelt wurde?**

Das Evangeliar Heinrichs des Löwen, das 1983 für mehr als acht Millionen britische Pfund an den deutschen Staat verkauft wurde. Das waren damals umgerechnet 33 Millionen Mark.

**Ist für Bücher gemordet worden?**

Ich kenne in der Weltgeschichte drei nachprüfbare Fälle. Der berühmteste Bibliomane war der Spanier Don Vicente, Padre in einem Kloster bei Tarragona. Er soll im frühen 19. Jahrhundert aus Sammelfuror mehrere Morde begangen haben. Aus Deutschland wäre Magister Tinius zu nennen, der 1814 des einschlägigen Raubmords angeklagt wurde. Bibliothekare sind besonders gefährdet, wegen Büchern zu Verbrechern zu werden. Interessant ist, dass es fast immer um das Besitzen ging. Keiner dieser vom Wahn Getriebenen dachte daran, das erbeutete Buch zu verkaufen.

**Warum sieht man Sie kaum noch in Auktionssälen?**

Wenn ich im Saal sitze, gibt es immer zwei, drei Trittbrettfahrer, die sich denken: «Wenn Tenschert sich für dieses Buch interessiert, muss mehr dahinter sein, als der Anbieter ahnt – also bieten wir einfach mal mit.» Das hat zu Verdoppelungen der Zuschlagssumme geführt. Deshalb biete ich bei bedeutenden Auktionen nur noch per Telefon. Wenn ich im Saal bin, gebe ich ab und zu Gebote auf etwas ab, was ich gar nicht haben will, und lasse die Nassauer auf den hohen Preisen sitzen. Am nächsten Tag bieten sie mir dann die Ware mit deutlichem Abschlag an. So viel Bosheit darf sein.

**Wer ist Ihr Hauptkonkurrent?**

Bei den ganz bedeutenden Sachen ist das Getty-Museum in Los Angeles sehr, sehr lästig, das muss man schon sagen.

**Wie viele Antiquare Ihrer Art gibt es auf der Welt?**

Was Handschriften betrifft, genau zwei. Eine Amerikanerin mit Filiale in Paris und ein Deutscher, der wie ich in die Schweiz gezogen ist. Namensnennungen ersparen Sie mir. Werbung dürfen Konkurrenten selber machen.

**Stimmt es, dass Ihnen zwei Drittel aller hoch- bis spätmittelalterlichen Manuskripte gehören, die auf dem Markt sind?**

Auf dem Markt befinden sich etwa 260 bis 270 vollständige Manuskripte. Davon habe ich 190. Insofern kommt das hin.

**Welche Bücher würde der Sammler Tenschert unter keinen Umständen dem Händler Tenschert in die Hand geben?**

Am ehesten wären das vom Wert her zu vernachlässigende Bücher, an die mich

aber ein tiefsitzender Affekt fesselt – zum Beispiel mein unbeschnittenes Exemplar der Erstausgabe des «Hyperion» von Hölderlin.

**Haben Sie bei Käufen schon mal einen Missgriff gemacht?**

Ja. Man kauft ein Buch und stellt bei der Bearbeitung fest, dass es unvollständig ist. Aber das eigentlich Vermaledaite sind die Bücher, die man nicht gekauft hat. 1989 wurde eine aus dem 13. Jahrhundert stammende Bibel aus Bologna versteigert, die unerhört reich ausgemalt war. Ich bin bei 850 000 Pfund ausgestiegen, weil der Buchbinder es fertiggebracht hatte, in die mit Ranken verzierten Seitenränder hineinzuschneiden. Dieser Anblick verursachte mir Phantomschmerzen. Vor vier Jahren wurde das Buch erneut angeboten, diesmal für 3,5 Millionen Pfund. Das wurmt einen dann schon.

**Sigmund Freud meinte, dass Sammler Entbehrungen kompensieren, die sie als Kind durch fehlende Mutterliebe erlitten haben.**

Das halte ich für Quatsch. Meine Mutter ist 92. Ich bin ihr in einer so selbstverständlichen Liebe verbunden, wie das in dieser Konstellation überhaupt möglich ist.

**Ahnen Sie, warum Sie knapp 300 000 Bücher besitzen?**

Für mich ist die Jagd das Schönste. Sie ist das, was süchtig macht. Das Erlegen ist eigentlich nur noch eine Folge, die man fast

---

**«Das Wahnhafte ist eine Bedingung, um so zu arbeiten, wie ich arbeite.»**

---

als selbstverständlich hinnimmt. Ist das gejagte Buch in meinem Besitz, beginnt die Erkenntnisphase. Auch wenn mir das jetzt viele übelnehmen werden: Durch den Umstand, dass in den vergangenen 36 Jahren 1700 mittelalterliche Manuskripte durch meine Hände gegangen sind, bin ich zu einem Kenner herangereift, der auf den einzelnen Gebieten mindestens so viel weiss wie die universitären Spezialisten. Das muss auch so sein, denn nach zehn kapitalen Fehleinschätzungen wäre ich in Geldnot.

**Entdecken Sie bei sich wahnhafte Züge?**

Ganz sicher. Aber das Wahnhafte ist eine Bedingung, um so zu arbeiten, wie ich arbeite. Hybris und Getriebenheit sind unabdingbare Wesenszüge des wirklichen Sammlers. Sonst hätte man bloss ein Hobby.

**Ihr Abgott ist Rudolf Borchardt, ein 1945 gestorbener Erzähler und Lyriker, der aus dem Stegreif altitalienische Sonette ins Mittelhochdeutsche übersetzen konnte.**

Borchardt ist meine entscheidende geistige Begegnung. Ich bin von der Kulturvision dieses Giganten infiziert, seit ich mit zwölf Jahren in der Anthologie «Ergriffenes Dasein»

Gedichte von ihm gelesen habe. Sowie ich als Schüler ein bisschen Geld hatte, kaufte ich Erstausgaben seiner Bücher. Ich halte ihn für den bedeutendsten Essayisten und grandiossten Redner deutscher Sprache. Deshalb finanziere ich seit 1994 seine bislang siebzehn Bände umfassende Brief- und Werkausgabe in der Edition Tenschert im Hanser-Verlag. Wir pflegen einen wesenssympiotischen Umgang. Wenn ich Vorworte schreibe, habe ich nolens volens einen borchardtschen Einschlag in meinen Sätzen zu verzeichnen.

**Zeitgenossen schildern Borchardt als herrisch, angeberisch, rachsüchtig, nachtragend und verlogen. Noch die zartesten Verse soll er mit dröhnender Lautstärke deklamiert haben.**

Grosse Geister müssen nicht auch noch angenehme Menschen sein. Ich kenne keinen zum Koryphäentum gelangten Menschen, dem es im Zwischenmenschlichen nicht an einer gewissen Verständnisinnigkeit fehlt. Das mit dem ohrenbetäubend lauten Deklamieren geht übrigens auf Hugo von Hofmannsthal zurück. Der junge Borchardt wollte ihn mit diesem Vortragsstil beeindrucken, und das ist dem aus lauter offenliegenden Nervenenden bestehenden Hofmannsthal bleibend aufs Gemüt geschlagen, was man durchaus verstehen kann. Borchardts imperialer Gestus kam seinen Reden ausserordentlich zugute. Er betrat die Bühne, stellte sich in eine Ecke, konzentrierte sich eine Minute und hielt dann ohne Manuskript eine Stunde lang eine Rede, die bis auf zwei, drei Neuansetzer druckreif war und den Zuhörern so ins Mark fuhr, dass sie davon noch Jahre später wie von einer rauschhaften Erleuchtung berichteten. Sie können das alles in der Borchardt-Biografie von Gerhard Schuster nachlesen, die ich Ende nächsten Jahres drucken lassen werde. Sie wird den koketten Umfang von 2200 Seiten haben und ihm endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen.

**Auf Ihrem Schreibtisch liegt ein unveröffentlichter Roman aus Borchardts Nachlass, der 1200 Seiten lang ist.**

Ich will dieses um 1938 entstandene Werk unbedingt publizieren, aber Borchardts letzter



«Entscheidende geistige Begegnung»: Borchardt.





«Das eigentlich Vermaledaite sind die Bücher, die man nicht gekauft hat»: Tenschert mit Handschrift.

lebender Sohn hat es Ende vergangenen Jahres sperren lassen. Es ist ein hochothotischer Roman von sublimster literarischer Qualität, etwas, was es in deutscher Sprache noch nicht gegeben hat. Wie immer bei Borchardt gibt es Zitate in Französisch, Englisch, Latein und Altgriechisch, aber dazwischen geht richtig die Post ab. Ich habe so was noch nie gelesen. Das ist kein Erlebnis, das ist ein Ereignis. Henry Miller ist dagegen ein Aschenbecher-Auslecker. Unser Titel für das Buch wäre «Weltpuff Berlin». Diesen Ausdruck verwendet Borchardt selbst in seinem Manuskript.

**Vor knapp zwanzig Jahren wurden Sie nach Uwe Johnson und Siegfried Unseld der dritte Lebensfreund von Martin Walser. Wie haben Sie sich kennengelernt?**

Walser suchte 1997 eine Ausgabe vom «Ring» des Heinrich Wittenwiler, eines Bodenseedichters, der im späten 14. Jahrhundert Epen geschrieben hat, die zum Teil ins Obszöne oszillieren. Als wir uns begrüßten, gab Walser mir sein Buch «Vormittag eines Schriftstellers» mit einer Widmung, in der er meinen Namen falsch

geschrieben hatte: «Tenschart». Wir wurden dann rasch Freunde und besuchten uns in immer kürzeren Intervallen. Ich chauffierte ihn zu Lesungen und war da, wenn er mich brauchte.

**Sie schenken Walser Erstausgaben von Jean Paul und Goethe, er schenkte Ihnen Originale seiner handschriftlichen Manuskripte und wollte Sie zum Verwalter seines literarischen Nachlasses machen.**

Ich habe meine Mitbringsel als schüchterne Werbung fürs Antiquariat vor dem Gesichtskreis eines grossen Schriftstellers aufgefasst. Einmal machte er mir ein Danaergeschenk und gab mir das Originalmanuskript seiner berühmt-berüchtigten Paulskirchenrede. Er wollte die Blätter nicht mehr im Haus haben, weil die Rede ihm so viele Schmähungen eingetragen hatte. Mir rannten dann Leute die Bude ein, die die inkriminierten Seiten unbedingt ausstellen wollten. Ich habe sie ein paarmal hergeliehen.

**Walsers Freundschaften mit Johnson und Unseld sind spektakulär in die Brüche gegangen. Auch Sie beide gerieten nach zehn Jahren in eine Krise.**

Bei Martin muss man sich in gewisse Dinge schicken. Dem habe ich so gut wie möglich zu entsprechen versucht. Dennoch wurde aus einer sehr engen Freundschaft ein Zuwinken aus der Ferne. Die Gründe dafür sind zu persönlich, als dass ich sie hier anführen kann.

**Sie waren in Walsers Frauengeschichten eingeweiht?**

Ich schätze und verehere Martins Frau Käthe. Es war eine schwierige Gratwanderung.

**Haben Sie sich mit Walser wieder versöhnt?**

Ja. Vor drei Jahren hatten wir eine lange Aussprache. Die Inständigkeit und Intensität unserer Beziehung ist wieder wie vordem.

**Walser wird im kommenden März neunzig**

Jahre alt. Zu diesem Anlass wünscht er sich eine Gesamtausgabe seiner Werke. Das hat Sie auf den Plan gerufen.

Da ich Martin so liebe, wie ein Mann einen anderen lieben kann, ohne ihm körperlich nahezu kommen, schenke ich ihm seine gesammelten Werke zum Geburtstag. Da ich überdies eine Abneigung gegen Thomas Bernhard kultiviere und seine gesammelten Werke bei Suhrkamp 22 Bände umfassen,

**«Bei Martin Walser muss man sich in gewisse Dinge schicken.»**

bringe ich den gesammelten Walser in 26 Bänden plus einem Registerband heraus – und das in der denkbar würdigsten Art und Weise, also nicht möglichst klein mit fehlendem weissen Rand und schäbigem Einband.

**Was kostet Sie das?**

Weniger als eine halbe Million Euro. Wir werden tausend Exemplare zum Preis von zirka 850 Euro drucken.

**In ihrem kürzlich erschienenen Erinnerungsbuch «Wege mit Martin Walser» schreibt die Germanistin Susanne Klingenstein über einen Abend mit Ihnen und Walser ...**

... wie bitte? Ich komme da vor? O Gott! Das Buch ist mir aus Rezensionen bekannt.

**Klingenstein schreibt: «Eine Balz ist im Gange. Tenschert umwirbt Walser, lockend und zärtlich seine Eitelkeiten kitzelnd. Walser lässt sich in die Werbung fallen, als bereite sie ihm Erleichterung. Tenschert will sich Walser schon lange einverleiben. Er könnte sich Walser kaufen; aber er will mehr. Er will geliebt werden. Das wollen alle, die mit Walser zu tun haben. Aber Tenschert hat seit Unseld die besten Karten.»**

Ach du meine Güte, wie rührend. Das ist aus der Sicht einer nicht erhörten Nebenfrau geschrieben. Ich brauche um Martin nicht zu werben und gehöre nicht zu denen, die ihm die Stiefel lecken. Wenn er meinem Urteil nach Haltloses redet oder das Falsche tut, dann sage ich ihm das.

**Sind Sie, wie Klingenstein schreibt, «eine Romanfigur, die noch auf ihren Autor wartet»?**

Warum nicht? Wenn ich etwas erzähle, sagt Martin oft: «Das ist ein Roman!»

**Sie teilen mit Walser eine Vorliebe für dramatisch jüngere Frauen. Was sagte er, als Sie ihm vergangenes Jahr Ihre neue, vierzig Jahre jüngere Freundin vorstellten?**

Nichts. Er hat das Phänomen erst einmal auf sich wirken lassen. Später meinte er, wir seien ein wunderbares Paar. Er ist ihr herzlich zugetan. Diese Frau ist der Trost meiner Augen und das Licht meines Lebens. ○



«Das ist ein Roman!»: Walser.

## Finessen einer alten Kunst

Von Peter Rüedi

Dies ist Musik für feinere Ohren. Die Affiche könnte unspektakulärer nicht sein: noch ein Piano-Trio – ist die Formel nicht ausgereizt, nach vollendeten *masters* wie Bill Evans, Keith Jarrett, Oscar Peterson, *you name it?* Im Gegenteil. Die Kunst des Klaviertrios ist so unendlich wie die des Streichquartetts, die auch nach dem Gipfel von Beethovens späten Meisterwerken nicht erschöpft war. Steve Kuhn, geboren 1938, hat ihr einen Grossteil seines Lebenswerks gewidmet – ein Pianist, der nie auf Knalleffekte aus war, obwohl er immer auch den Spagat zwischen wilderen freien Spielweisen und den Traditionen suchte, die er auch zu Zeiten schon kannte, als er, 1959/60 mit Ornette Coleman und John Coltrane an die vorderste Front der Avantgarde stürmte. Bill Evans, sein Freund und Vorbild, als dessen Epigone er gelegentlich zu Unrecht in Misskredit geriet, sagte von ihm: «Erwartet man Traditionelles, dann entdeckt er die Avantgarde, um dann wieder auf jene Wege zurückzugehen, die er nur zeitweise verlassen hat.»

Seine Spannweite ist enorm, aber sein eigentliches Habitat ist die Kunst des Piano-Trios mit gleichwertigen Partnern, mit denen er an solchen Feinheiten und Raffinessen spinnt, dass wir die geradezu telepathischen Kommunikationsströme erst nach mehrmaligem Anhören zu erraten beginnen. Als Pianist ist Kuhn ein *musician's musician*, ein Magier des Klaviersounds, eines Touchs und Klangs, der die technischen Limiten seines Instruments, übersteigt. Wie sein Partner Steve Swallow, selbst ein Meister darin, den elektrischen Bass wie einen akustischen klingen zu lassen, sagt: «Wenn er spielt, scheint mir wirklich, als ob jemand mit seinem Atem das Instrument ins Vokale erweitert.» Oder lapidarer der Tenorsaxofonist Joe Lovano: Kuhns Piano habe immer eine «ringing quality». Das Trio praktiziert ein Interplay von einer Dichte und inspirierten Offenheit, die sich allen drei alten Freunden verdankt, auch dem Drummer Joey Baron, einem Meister der dezidierten Diskretion. Zwei Originale von Kuhn, der Rest eher unbekanntere Standards. Eher wenig Bal-ladeskes, sonst Kuhns grosse Spezialität.



Steve Kuhn (Steve Swallow, Joey Baron): At This Time. Sunnyside SSC1436

## Kommt eine Ära des Rückzugs?

Die Filme der Stunde, «La La Land» und «Hacksaw Ridge», könnten nicht gegensätzlicher sein – und doch eint sie etwas.  
Von Wolfram Knorr



Zeitenwende: «Hacksaw Ridge».

Der Film, man kann es nicht oft genug sagen, ist die sensibelste Radarantenne für Bewusstseinsveränderungen und den Wandel des Zeitgeistes. Dass «La La Land», ein Retrofilm pur, gerade erst mit sieben Golden Globes ausgezeichnet wurde – ein Rekord! –, ist kein Zufall. Man kann davon ausgehen, dass er auch mit Oscars überhäuft werden wird, von anderen Preisen ganz zu schweigen. Und man darf, gemessen an dieser Trophäen-inflation, auch sagen, dass er nun so überwältigend auch wieder nicht ist. Ein wunderbar charmantes Kinostück mit zwei nicht weniger wunderbaren Hauptdarstellern von einem jungen, begabten Cineasten. Keine Frage. Es erzählt eine süsse, aber weidlich bekannte *feel good story* und mischt Zitate zu einem moussierenden Potpourri. Es feiert nicht nur das gute alte Eskapismus-Genre Musical, sondern auch den guten alten Jazz. Das ist sympathisch – aber rechtfertigt das den Preiseigen? Oder drückt sich in der Preiseuphorie eine Zeitenwende aus? Segeln wir in eine «La La Land»-Ära? Angesichts des neuen US-Präsidenten Trump gibt es dafür einige Anzeichen.

Desmond T. Doss (1919–2006) war der sicherlich ungewöhnlichste Soldat der US Army. Als Mitglied der Siebenten-Tags-Adventisten wurde ihm nach Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg angeboten, seine Teilnahme zurückzustellen, aber Doss lehnte ab und forderte

einen militärischen Einsatz – aber ohne Ausbildung an der Waffe. Das brachte die Army in die Bredouille. Ein Einsatz ohne Waffe? Doss setzte sich gegen alle Vorschriften und Disziplinar-massnahmen durch, liess sich zum Sanitäter ausbilden und bewies im Pazifik Mut, der ihm den Respekt der Kameraden einbrachte. Seine grösste Leistung aber vollbrachte er in der Schlacht um Okinawa am Hacksaw Ridge, einem grässlichen Berg, der zu stürmen war, wo sein Regiment schwerste Verluste hinnehmen musste und Doss darauf über siebzig Verletzte rettete. Er war der erste Soldat, der als nomineller Kriegsdienstverweigerer mit der «Medal of Honor» ausgezeichnet wurde.

### Hollywood kann verzeihen

Eine verquere Heldenstory, eigentlich geschaffen für Hollywood. Doch Doss' Verzicht auf Waffen war lange ein störendes Element, mit dem umzugehen den Studios schwerfiel. Vierzehn Jahre lang befand sich das Projekt deshalb in der *development hell*, der «Entwicklungshölle», in der ständig hin und her laviert wird, ohne sich zu einem Ergebnis durchzuringen. 2014, mit einem Drehbuch von Robert Schenkkan («The Quiet American»), war man bereit, grünes Licht zu geben, und fand die Idee ideal, die Regie von «Hacksaw Ridge» dem lange geächteten Mel Gibson («Braveheart») zu übertragen. Seit seiner schwer umstrittenen Kreuzigungsversion «The Passion of the Christ» (2004) wurde er zur Persona non grata. Seine Alkoholexzesse und seine lautstarken antisemitischen Äusserungen (auch im Film) brachen ihm das Genick. Hollywood kann aber verzeihen, weiss zu gut, dass Gibson ein brillanter Regisseur ist und einen starken Hang zu Märtyrerfiguren hat (schon in «Lethal Weapon», 1987, liess er sich in Kreuzigungspose fesseln). Deshalb schien er der Richtige für das Doss-Biopic. Und Gibson gelang ein souveräner, bewegender Film, im dramaturgischen Ablauf Stanley Kubricks «Full Metal Jacket» (1987) ähnlich: Die erste Hälfte besteht aus militärischem Drill und dem Versuch, Doss zu brechen.

Im letzten Drittel folgt die Explosion auf dem Bluthügel. Auch «Hacksaw Ridge» war für die Golden Globes nominiert, ging aber leer aus. Man darf gespannt sein, ob sich das bei den Oscars wiederholen wird. Was haben die beiden gegensätzlichen Filme gemeinsam? Nichts, nur das Retro und den Trend zum Isolationismus, der in «Hacksaw Ridge» zum Ausdruck kommt, und die zwei Seiten derselben Medaille sind.



# Himmelfahrt eines Normalos

Komiker Claudio Zuccolini widmet sich in seinem neuen Programm einer bemitleidenswerten Randgruppe: jenen Menschen, die keiner diskriminierten Minderheit angehören. *Von Rico Bandle*

**G**ewisse Leute haben Pech im Leben. Claudio Zuccolini zum Beispiel. Er ist in Scharans aufgewachsen, einem Dorf im bündnerischen Domleschg. Dieses liegt nur unweit vom rätoromanischen Sprachgebiet. Die paar Kilometer haben ihn viel Geld gekostet, erzählt er mit verschmitztem Grinsen: Als Rätoromane hätte er schon alle möglichen Preise gewonnen und reichlich Fördergelder erhalten. Aber eben, er ist halt bloss ein männlicher Deutschschweizer, der froh ist, wenn er auch einmal diskriminiert wird.

In Wirklichkeit waren die paar Kilometer Distanz zum Subventionsparadies wohl ein Glücksfall. Scharans mit seinen 800 Einwohnern ist ein Biotop für Kreative. Neben Zuccolini stammt auch Liedermacher Linard Bardill aus dem malerischen Dorf, und die erfolgreiche Band 77 Bombay Street hat sich da niedergelassen.

Das fünfte Soloprogramm des Komikers ist zurzeit in der Testphase. Am 8. Februar feiert Zuccolini offiziell Premiere im Casinotheater Winterthur, zuvor spielt er das Stück auf kleineren Bühnen. Und da zeigt sich: Der Künstler ist endgültig aus der Lausbubenphase herausgewachsen. Auf der Bühne strahlt er eine souveräne Gelassenheit aus, sein oft feinsinniger Humor lebt weniger von der lauten Pointe als von der genauen Beobachtung.



*Keine Minute zu lang:* Entertainer Zuccolini.

Zuccolini macht sich vorzugsweise lustig über Auswüchse und Trends des urbanen Lebens. Zum Beispiel über den Smoothie, jenes angeblich gesunde Gebräu, das aussieht, als hätten Kinder im Sandkastenkübel Gras zermantscht – «und auch genauso schmeckt». Zuccolini springt von einem Thema zum andern, steckt dabei voller Kapriolen, etwa: Der «flüssige Salat» (Smoothie) sei so überflüssig, wie einen Pirelli-Kalender wegzuerwerfen, wenn das Jahr vorüber sei.

Sein liebstes Thema allerdings ist der Familienalltag. Das Schlimmste am Elternsein seien die anderen Eltern, sagt er – und erhält dafür Applaus von den vielen Eltern im Publikum. Self-Scanning-Kassen im Supermarkt findet er praktisch – «Da kann man den Rabatt selber eingeben: Man scannt einfach nicht alles» –, und was die lästigen Push-Mitteilungen von Nachrichten-Apps betrifft, meint er: «Früher gab's einen Push, wenn die Welt unterging, heute, wenn die Vize-Miss-Ostschweiz die Winterpneus montiert.»

## Die Frau liegt nebenan

Zuccolini erfindet das Genre nicht neu, im Gegenteil. Wie bei vielen Stand-up-Comedians lacht man bei ihm dann, wenn man sich in den geschilderten Situationen wiedererkennt. Dies ist insbesondere bei Frau-Mann-Themen der Fall («Wir haben unser Bett ein bisschen auseinandergeschoben: Meines ist in Zürich, ihres im Engadin») oder wenn es um den Nachwuchs geht («Man sagt, wenn Kinder die Welt regieren würden, wäre die Welt besser. Die kennen meine Kinder nicht»).

Mit solchem Humor gewinnt man keinen Salzburger Stier, das ist auch gar nicht Zuccolinis Anspruch. Wegen seiner ruhigen, lebenswürdigen Art wird er gerne unterschätzt. Zu Unrecht. Einerseits legt er den Finger sehr wohl immer wieder auf den wunden Punkt. Andererseits überzeugt er auch handwerklich: Die Pause weggerechnet, steht er ganze zwei Stunden alleine auf der Bühne – doch das Programm ist keine Minute zu lang, nie schaut man ungeduldig auf die Uhr. Und wenn der Komiker am Ende seiner Reise durch den ganzen Wahnsinn des Alltags an die Himmelspforte klopft, so ist man etwas traurig, dass es vorbei ist. Das soll ihm erst einer nachmachen.

Claudio Zuccolini: Warum? Premiere: 8. Februar, Casinotheater Winterthur. Danach auf Schweizer Tournee.



*Nur ein Proband wehrt sich:* Moderator Müller.

## Fernsehkritik

### Wir Rassisten

**E**s ist ein zweischneidiges Schwert, eine Wissenschaftssendung über Vorurteile und Rassismus zu machen. Einerseits, und das wird bei der SRF-Sendung «Einstein» auch ausdrücklich erwähnt, sind Vorurteile für Menschen eine Notwendigkeit, um die alltägliche Informationsflut verarbeiten zu können. «Ohne sie ist ein Überleben kaum möglich», sagt denn auch ein Sozialpsychologe. Andererseits haben Vorurteile ein Reputationsproblem: Sie bilden die Grundlage für Rassismus. Und da liegt auch der Schwerpunkt der Sendung. In einem Experiment soll aufgezeichnet werden, wie anfällig wir auf Rassismus und Diskriminierung sind.

Die Versuchsanordnung basiert auf einer in den sechziger Jahren von US-Primarlehrerin Jane Elliott entwickelten Methode, in der Probanden in zwei Gruppen aufgeteilt werden, je nach Augenfarbe. In verschiedenen Psychospielen werden die braunäugigen darauf getrimmt, dass die blauäugigen minderwertige Menschen seien.

Für das Experiment besucht «Einstein» den deutschen «Antirassismus-Trainer» Jürgen Schlicher, der vor einigen Jahren im deutschen Fernsehen («Der Rassist in uns») für Furore gesorgt hat. Wie damals gelingt es Schlicher auch jetzt wieder, die Braunäugigen zu diskriminierenden Fieslingen zu machen, die stumm akzeptieren, wenn vor ihren Augen Menschen mit einem anderen Körpermerkmal blossgestellt und unterdrückt werden.

Schon in Deutschland wurde die Versuchsanordnung kritisiert: Jeder Proband weiss, dass es sich um ein Experiment handelt. Da machen die meisten wohl einfach mit, auch wenn sie im realen Leben anders reagieren würden. Erst recht, wenn das Fernsehen dabei ist. Nur ein Proband wehrt sich in der Sendung heldenhaft gegen die Ungerechtigkeit: «Einstein»-Moderator Tobias Müller, der beim Experiment mitmacht. Was wir daraus lernen: Alle sind Rassisten, ausser man arbeitet bei SRF. (rb)



Thiel

## Prüfung

Von Andreas Thiel

**Thiel:** Frau Sommaruga, wer in dritter Generation in der Schweiz lebt und trotzdem noch nicht eingebürgert ist, soll in den Genuss eines erleichterten Einbürgerungsverfahrens kommen. Ist denn die Prüfung, welche Einbürgerungswillige ablegen müssen, so schwierig?

**Sommaruga:** Ja. Wer seit drei Generationen in der Schweiz lebt und sich immer noch nicht in Geografie, Geschichte und Politik dieses Landes auskennt, wird es wohl nie lernen. Deshalb möchten wir diesen Menschen die Möglichkeit geben, trotzdem Schweizer zu werden, auch wenn sie nicht wissen, was das ist. Man kann ja einen Gymnasiasten auch nicht jahrelang die gleiche Klasse wiederholen lassen, bloss weil er die Prüfungen nie schafft. Irgendwann muss man ihm doch die Maturität erteilen, damit er an die Universität gehen kann.

**Thiel:** Um einen Schweizer Pass zu erhalten, muss man unter anderem eine der vier Landessprachen sprechen.

**Sommaruga:** Ja, aber wenn einer schon seit drei Generationen hier ist, dann braucht er doch keine Landessprache mehr zu sprechen, denn offensichtlich schafft er es auch, hier zu sein, ohne dass er unsere Sprache spricht. Es gibt also keinen Grund, einen Menschen, der hier ist, nicht einzubürgern, bloss weil er die Fragen der Einbürgerungsbehörde nicht versteht.

**Thiel:** Frau Sommaruga, dieses Gespräch, das wir hier führen, ist ja völlig absurd, denn natürlich spricht jeder, der in der dritten Generation hier lebt, unsere Sprache und hat Geografie, Geschichte und Politik dieses Landes von klein auf mitbekommen. Weshalb sollte also das gängige Einbürgerungsverfahren für solche Menschen zu schwierig sein?

**Sommaruga:** Ich weiss es auch nicht.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Gute Karten, gute Plätze

Über Jetsetter, Hundetrainerinnen, Zünfter, Prinzessinnen und blonde Freunde. Von Hildegard Schwaninger

Wer in die Untiefen des Boulevards abtaucht, der kommt um **Felix Guyer** nicht herum. Felix Guyer, das ist der Ex von **Vera Dillier**, der die selbsternannte Jetsetterin so schändlich betrogen hat, dass sie ihn vor die Tür setzte. Zur Erinnerung: Sie fand auf seinem Handy fatale SMS an eine griechischstämmige Nebenbuhlerin. Inzwischen hat sich die Lage entspannt. Felix Guyer geht wieder mit Dilliers Hunden (drei Stück) spazieren. Und Vera Dillier darf nach wie vor in der Wohnung an der Wühre in Zürich bleiben, die Felix Guyer gehört. Er ist nach Bremgarten ins Schlösschen seiner Stiefmutter gezogen. Felix Guyer: «Sie gab mir lebenslanges Gastrecht, als mich Vera hinausgeschmissen hatte.»

Felix Guyer ist nicht irgendein *toyboy*. Er ist ein gestandener Mann in den Sechzigern, von eindrücklicher Körpergrösse (1,91 Meter, 82 Kilo), und er gehört auf eine Art zur Zürcher Gesellschaft. Seine Stiefmutter ist eine Schwester der Mutter von **Ruedi Sprüngli** (Schokoladenfabrik), und Felix Guyer ist in der Zunft zur Schiffeuten. Ausserdem ging Felix Guyer («Heute bin ich im Ruhestand») einem anständigen Gewerbe nach: Er war Buchhändler, eine Zeitlang sogar Präsident des Schweizer Buchhändler- und Verleger-Verbands.

Vera Dillier ist eine *Blick-Celebrity*, man nennt sie eine Jetsetterin. Am Poloturnier in St. Moritz, wohin sie vor allem jetsettet,

gehört sie zum Inventar. Sie ist die geschiedene Frau von **Piero Dillier**, dem Ex-Polospieler mit Dokortitel, der mit Chemieabfallprodukten ein Vermögen gemacht hat. Mit ihm hat Vera Dillier in einem Buch gehörig abgerechnet. Titel: «Heirate nie einen Schweizer!» Das war 1996 (die Scheidung war 1993).

Piero Dillier hat es nicht geschadet, er hat trotzdem wieder eine Frau gefunden. Erst **Jessica**, eine etwas unberechenbare Beauty aus Südafrika, und seit 2007 ist er mit der blonden Venezianerin **Kristina Gruber** verheiratet. Vera Dillier tröstet sich mit immer jüngeren Männern. Gerne zeigt sie auf ihrem Smartphone das Bild ihrer neuesten Eroberung. Seit längerer Zeit ist es ein platinblonder Tscheche. Vera Dilliers beste Eigenschaft: Sie ist immer fröhlich. Die schlechteste: Sie redet dauernd vom Geld.

Ein Mann wie Felix Guyer bleibt, wenn er verlassen wird, nicht lange allein. Die SMS-Bekannschaft ist längst über alle Berge, und auch die Hundetrainerin, mit der er sich tröstete, ist wieder weg (sprich: wieder bei ihrem Ehemann in Südafrika). «Sie hat mir das Herz gebrochen, aber ich bemühe mich, wieder aufzustehen.»

Dabei hilft ihm eine nicht ganz Unbekannte: **Karin Prinzessin zu Schaumburg-Lippe**, sein neuester Schwarm. Guyer relativiert: «Ich bin mit ihr befreundet – wie mit vielen anderen Frauen.» Aus Vera Dilliers Umkreis



Fast verliebt

## Goldener Schnatz

Von Claudia Schumacher

Maxim, mein Cousin, sitzt vor einer Tasse dampfendem Kaffee, sein Brötchen beschmiert er grosszügig mit Nougatcreme. Beobachtet wird er von drei Frauen, die alle gleich aussehen: meine Mutter, seine Mut-

ter und ich. «Aber was suchst du denn dann?», fragt meine Mutter und meint nicht den Orangensaft, der auf dem Frühstückstisch zu weit weg von ihm steht, sondern die Tatsache, dass er viele Mädchen hat, aber nie eines mit nach Hause bringt. «Ich weiss es nicht», antwortet er. «Was findet ihr, was ich brauche?»

«Eine, die dich mal zur Abwechslung nicht anhimmelt», sagt seine Mutter, «eine Coole.» Ich ergänze: «Mit dir ist das wie mit dem Stein der Weisen bei «Harry Potter»: Alle wollen ihn, aber in die Finger kriegt ihn nur, wer ihn weder besitzen noch benutzen will.» Maxim öffnet mich nach für die Stichelei. Als Teenager hatte er selbst eine Brille wie der Zauberlehrling, die seine Attraktivität in Grenzen hielt und ihm den uncoolsten Spitznamen der Welt einbrachte: «Harry Potter». Heute erinnert Maxim aufgrund seiner Statur eher an Captain America. Wobei das Nerdige noch manchmal durch-





Neu im Schlösschen: Felix Guyer.



Entspannte Situation: Vera Dillier.



Win-win: Prinzessin zu Schaumburg-Lippe.

ist zu hören, dass die Prinzessin ziemlich aggressiv ihre Fühler nach dem begehrten Junggesellen ausstrecken soll. Die Ex-Frau des Schlagersängers **Gunter Gabriel**, geborene **Grundmann**, ist in den Adelsstand erhoben worden, als sie den Prinzen **Waldemar zu Schaumburg-Lippe** (\*1940) heiratete und ein Jahr lang (2001–2002) seine Ehefrau war. Hat die Prinzessin nun Felix Guyer ins Visier genommen? Eine Win-win-Situation wäre es für beide.

Felix Guyer – das bedeutet einen guten Platz beim Sechseläuten-Umzug, weil er als Zünfter für seine Herzdame oder andere Blumenwerferinnen die guten Karten für die vorderen Reihen bekommt. Karin Schaum-

«Ich hüte die Hunde von Vera. Sie ist in Mailand. Mit ihrem blonden Freund.»

burg-Lippe, das bedeutet VIP-Einladungen zu Boutique-Eröffnungen, weil sich sogar eine nicht ganz echte «Prinzessin» gut macht auf einer Gästeliste.

In letzter Zeit war Karin aktiv, indem sie ihren Sohn **Maximilian** promotete, der Autorennen fuhr. Sie verkaufte ihn als Prinz von Schaumburg-Lippe (er hat dank Adoption ein Recht auf den Titel). Derzeit macht er eine Stage bei einer Immobilienfirma in St. Moritz.

Felix Guyer lebte zwanzig Jahre lang mit Vera Dillier zusammen, heute geniesst er seinen Status als Single. «Ich will vor allem meinen Frieden. Ich bin harmoniebedürftig.» Als wir ihn am Handy erreichen, ist er gerade im Coop. «Ich bin am Hundefutter-Kaufen. Ich hüte die Hunde von Vera. Sie ist in Mailand. Mit ihrem blonden Freund.»

scheint. Etwa, wenn er mir seine Theorien zu Frauen anhand einer Gauss-Glocke verdeutlicht: Als Ingenieur will er den «Werks-Effekt» entdeckt haben, demnach die Verteilung für die gefühlte Attraktivität einer Frau auf dem Werksgelände eines Maschinenbau-Unternehmens, wo es kaum Frauen gibt, mindestens zwei Punkte nach rechts verschoben ist. Heisst, eine Acht auf der Arbeit ist in Wahrheit nur eine Sechs und eine perfekte Zehn bloss eine Acht. «Gefährlich!», sagt er nach solchen Ausführungen mit glühenden Wangen.

«Ach, ich glaube, er braucht einfach nur die Richtige», meint meine Mutter, während Maxim zufrieden sein Brötchen isst. «Und die war halt noch nicht dabei.» Das wiederum kann ich mir schwer vorstellen. Bei der schieren Masse an Frauen, die Maxim schon hatte, ist es unwahrscheinlich, dass die Richtige nicht darunter war, eher schon mehrere Rich-

tige. «Was war mit Mara?», frage ich. Maxim: «Hatte *trophy wife*-Faktor, aber war zu anhänglich.» Alexa? «Heiss, aber immer am Leiden». Und Valerie? «Unglaublich elegant, aber garstig. Und auch nicht sehr helle.» Das geht noch eine Weile so weiter. Bis der Eindruck entsteht, dass Maxims Spiel – um es mit einer Quidditch-Analogie aus dem Potterversum zu sagen – erst beendet ist, wenn er den kaum auffindbaren und noch schwerer zu fangenden Spezialball, den goldenen Schnatz, in der Hand hält: hier wohl eine Mischung aus Penélope Cruz, Marie Curie und Saufrumpel.

Meine Mutter runzelt die Stirn. «Aber Maxim, glaubst du, die Frau, die du suchst, gibt es auch?» Maxim schenkt ihr sein schönstes Grinsen. «Klar. Wie du sagst: Die Richtige war halt noch nicht dabei. Reichst du mir mal den Orangensaft?»



Unten durch

## Leben als Mann

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du hast einen Hund. Eigentlich gehört er deiner Frau, aber sie sagt: «Bobby gehört uns beiden.» Das bedeutet, dass du mit dem Hund rausgehst, wenn es kalt ist, regnet oder schon dunkel ist oder zu heiss im Sommer oder föhnig. Deine Frau ist sehr wetterempfindlich. Es gibt eigentlich kein Wetter, bei dem es ihr zuzumuten wäre, den Hund auszuführen. Wenn es draussen stürmt, ziehst du die gelbe Öljacke an und die Gummistiefel, und du liebst es, wenn sie sagt: «Jetzt siehst du aus wie ein Arbeiter auf einer Ölplattform!» Du weisst, sie steht auf ölverschmierte, unverzagte Männer, die für sie die Hundekacke vom Trottoir kratzen. Dauernd macht der Hund aufs Trottoir! Er hat panische Angst vor Rasen, Erde und Sand, man kriegt ihn auch mit Gewalt nicht in eine Versäuberungsanlage rein. Seit einem Jahr versuchst du ihm beizubringen, sein Geschäft, wenn es denn schon auf dem Trottoir sein muss, wenigstens über einem Gully zu verrichten. Bei Föhn, bei Regen, bei Sturm ziehst du den Hund, sobald er sich auf dem Trottoir in verdächtiger Stellung positioniert, an der Leine zum nächsten Gully. Aber er stemmt seine Beine gegen die Ziehrichtung, und du musst so stark ziehen, dass seine Nackenwülste aus dem Halsband quellen und seine Zehennägel auf dem Asphalt Funken werfen. Und hinter dem Hund diese längliche braune Spur!

Ja, es ist unappetitlich, und natürlich erzählst du deiner Frau nichts davon. Wenn sie dich fragt: «Und? War Bobby brav?», sagst du: «Klar. Kein Problem. Er gehorcht mir aufs Wort.» Können Hunde höhnisch grinsen? Im letzten Winter hast du gegoogelt, wie alt Hunde werden, und hinterher hast du einen Single Malt pur gebraucht, um zu verkraften, dass Bobby bei guter Pflege noch zehn Jahre aufs Trottoir machen wird. So ist das. Und dann kommt der Tag, an dem dich eine Grippe ins Bett wirft. Deine Frau bringt dir Kamillentee und den Ölanzug und sagt: «Schatz, ich weiss, du bist krank. Aber es ist minus drei Grad, könntest nicht du mit Bobby rausgehen, ich hab so kalte Hände.» Das Perfide ist, dass ihr am Tag zuvor einen Dokumentar-

>>> Fortsetzung auf Seite 64

film über eine Bohrinself im Nordmeer gesehen habt. Ein grosser, starker Kerl mit einem riesigen Schraubenschlüssel in der Hand sagte, der Job sei nichts für Mimosen. Er habe gerade die Grippe, werde sich aber trotzdem freiwillig für die Nachtschicht melden. Das hat deiner Frau imponiert. Sie würde nicht verstehen, warum du nicht mal einen Hund kurz zum Gully schleppen kannst, während andere vergrippte Männer die ganze Nacht lang bei arktischen Temperaturen Öl fördern. Also spuckst du heldenhaft den Fiebermesser auf die Bettdecke und gehst mit Bobby raus in den Schnee. Aber wegen der Klimaerwärmung kennt Bobby Schnee nur aus dem Fernsehen, und als er jetzt zum ersten Mal darin herumläuft, bekommt er einen psychotischen Darmverschluss. Er weiss nicht, wo er hier sein Geschäft verrichten soll, er kann ja nur auf Asphalt.

Nach zwanzig eisigen Minuten, in denen aus dem Hund kein Krümelchen rauskommt, holst du aus eurem Keller eine Schaufel und schaufelst zwei Meter Trottoir frei, damit Bobby den Asphalt sieht. Aber jetzt kratzt er verzweifelt an der Eisschicht über dem Asphalt, und du hackst das Eis mit der Schaufelkante minutiös auf und schwörst dir, dass du in zehn Jahren, wenn deine Frau einen neuen Hund kauft, vom Verkäufer nicht nur den Stammbaum verlangst, sondern auch ein psychologisches Gutachten. Zwei Wochen später diagnostiziert der Arzt bei dir eine Lungenentzündung, und du denkst, dass deine Frau sich vielleicht mal Grönemeyer anhören sollte. Der ist ihr, wie sie sagt, zu «pathetisch». Mag sein, aber das Leben als Mann ist pathetisch. Würdest du sonst jetzt mit Schläuchen in der Nase im Krankenhaus liegen – und neben deinem Bett hockt Bobby und legt den Kopf schief?

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Erst finden, dann suchen

Von Peter Rüedi

Eine spezielle Macke von mir sind Nachschlagewerke. In Zeiten digitaler Informationssysteme ein Anachronismus, ich weiss. In meinem Büchergestell biegt sich noch immer ein ganzes Brett unter einer «Encyclopaedia Britannica», und zwar die Ausgabe aus sage und schreibe dem Jahr 1958. Auf dem aktuellen Stand naturwissenschaftlicher Forschung oder neuer Techniken (auch im Bereich der Önologie) ist die längst nicht mehr, versteht sich; aber über griechische Mythologie gibt sie mir zuverlässig Auskunft, wenn auch nicht so ausführlich wie die fünfbändige Ausgabe des «Kleinen Pauly. Lexikon der Antike».

Zu meinen Lieblingsnachschlagewerken gehört der von Insidern so genannte «Henkel / Schöne», das «Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts», ebenso wie das «Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens» und natürlich der «Grimm», das deutsche Wörterbuch der Brüder sowie das «Schweizerische Idiotikon». Solche und unzählige weitere Lexika (um näher an der Materie dieser Kolumne zu bleiben: auch das «Ox-

ford-Weinlexikon», herausgegeben von Jancis Robinson) nutze ich – das ist der Punkt – nicht nur und nicht einmal in erster Linie zur gezielten Auskunft, sondern zu wildem Herumschweifen, zum Auffinden von Kostbarkeiten, von denen ich gar nicht wusste, dass ich danach suchte (ganz nach Picassos Maxime «Erst finden, dann suchen»).

So erklärt sich auch, einmal ganz jenseits des handfesten täglichen Nutzens, meine Leidenschaft für ein über tausendseitiges Kompendium im Telefonbuchformat namens «Vinfox», den jährlich erscheinenden «umfassenden Wein-Einkaufsführer» der Schweiz. «Weine, Preise, Lieferanten»: Er ist von einer ultimativen Nüchternheit, von blumigem *winespeak* keine Spur, nackte Zahlen, allerdings auch die der wichtigsten Bewerter. Vor allem aber erfahre ich da, wo in der Schweiz überhaupt noch alte Jahrgänge am Lager sind und dass (die Beispiele liessen sich ins Endlose erweitern) ein Château Palmer aus dem gesegneten Jahr 2009 bei Cave BB in Zumikon für (immer noch happige) 280 Franken zu kriegen ist, bei Mövenpick indes für 430 Franken.

Ein beliebiges Beispiel, cum grano salis zu lesen: Stand des gedruckten «Vinfox» ist Ende November. Allerdings erhält sein Käufer den Code für den Zugang zur aktualisierten Online-Ausgabe. Weiter sind Details wie die besondere Kulanz bei Rücknahme fehlerhafter Flaschen, Lagerbestand et cetera nicht berücksichtigt. Trotzdem, als Hilfsmittel ist der Führer nach wie vor schlicht unverzichtbar. Und für den avancierteren Habitué ein Lesevergnügen der eigenen Art.

**Vinfox 2017.** Der umfassende Wein-Einkaufsführer. W & H Verlags AG, Unterägeri. Fr. 139.–. [book.vinfox.ch](http://book.vinfox.ch)

**DIE WELTWOCH**

# Vielfalt, die begeistert.



**Jetzt bestellen!**

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01







Auto

## Kurz und gut

Im wachsenden Segment der kompakten SUVs ist der Opel Mokka X ein gutes neues Angebot. *Von David Schnapp*

**W**ir sparen uns jetzt Namens-Kalauer, auch wenn die Bezeichnung Opel Mokka natürlich förmlich dazu einlädt. Der vor wenigen Jahren lancierte kompakte SUV ist trotz oder vielleicht wegen seines Namens, der an ein koffeinhaltiges Heissgetränk erinnert, ein Erfolg beim Publikum. Laut Verkaufsstatistik von Auto Schweiz war es 2016 mit 3023 Stück das am zweitmeisten verkaufte Modell von Opel hierzulande, knapp hin-

ter dem Astra mit 3260 Stück. Die Kombination aus kompakter Bauweise, leicht erhöhter Sitzposition und (meistens) Allradantrieb scheint ein gutes neues Angebot zu sein, denn das Segment wächst.

Der Mokka X wurde mittlerweile leicht überarbeitet, optisch wirke er nun «eine Spur breiter, solider und maskuliner», schreibt die Opel-Presseabteilung. Mein Testwagen war in einer sogenannten Kommunikationsfarbe lackiert, das sind auffällige Töne – in diesem Fall «Amber Orange» –, die allerdings nur wenige Kunden wirklich bestellen. Aber ihre Funktion erfüllte die Kommunikationsfarbe tadellos, ich wurde verschiedentlich auf die braunorange Farbe angesprochen.

Opel hat in den letzten Jahren seine Autos bestens vernetzt, man kriegt zu einem anständigen Preis sehr viel aktuelle Kommunikations- und Sicherheitstechnik – von Apple Carplay oder Android Auto bis zu einer Funktion namens Onstar, die einen auf Knopfdruck mit einem Mitarbeiter verbindet, der

im Falle eines Unfalls ebenso Rat weiss, wie er einen auf der Suche nach einer Übernachtungsmöglichkeit unterstützt. In einem gewissen Kontrast zu solchen Dienstleistungen aus der Oberklasse stehen manche unergonomischen Details im Innenraum wie der Automatikwahlhebel, den man gerne unbeabsichtigt in den «Manual»-Modus schaltet, oder der USB-Anschluss, der an einem Ort angebracht ist, der so leicht zugänglich ist wie eine Zylinderkopfdichtung im Motorraum.

### Phänomen Turbo

Ansonsten: keine Beschwerden! Der Mokka X ist ein wirklich gutgemachtes kompaktes Allradfahrzeug mit einem knackigen Fahrwerk, der Turbomotor mit 1,4 Litern Hubraum und einer Leistung von 152 PS wirkt kräftig, er ist allerdings auch – wie viele seiner Art – nicht eben genügsam und schlägt in unserem Test mit einem Verbrauchswert von knapp unter zehn Litern auf 100 Kilometer zu Buche. Das ist allerdings kein spezifisches Phänomen, sondern lässt sich bei den meisten kleineren Turbomotoren beobachten.

Für den Mokka X sprechen am Ende ein ausgezeichnetes Preis-Leistungs-Verhältnis, die umfangreiche Ausstattung in den Bereichen Komfort, Sicherheit und Unterhaltung und sein Selbstverständnis: kompakt, aber oho.

#### Opel Mokka X Excellence 4x4

Leistung: 152 PS / 112 kW, Hubraum: 1399 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 193 km/h  
Preis: Fr. 32 950.–, Testauto: Fr. 37 240.–



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man heutzutage noch sagen: «Da kannst du warten, bis du schwarz wirst»?

*Elsbeth Schneider, Therwil*

O wie gerne hätte ich Sie ermuntert, gegen diese unselige Political Correctness zu verstossen. Aber halt: Laut dem «Grossen Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten» von Lutz Röhrich hat die Redensart «Da kannst du warten, bis du schwarz wirst» (umsonst auf etwas warten) mit dem Tod zu tun. «Schwarz» bezieht sich hier auf die Verfärbung des Körpers nach dem Tod. Die Beulenpest wurde als Schwarzer Tod bezeichnet. «Verschwarzen» bedeutet in der Gaunersprache sterben. Jetzt haben Sie es schwarz auf weiss. Sie können also diese Wendung benützen, bis es Ihnen schwarz wird vor Augen. *Max Wey*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Nichts aber hassen die 68er-Erben in der Bundesverwaltung mehr als autonome Bürger!» *Bernhard Ecklin*

### Schlimmeres verhindern

Nr. 2 – «Gehört der Islam zur Schweiz?»; Kurt Pelda über Jasmin El Sonbati

Ich bewundere den Mut von Frau El Sonbati. Dieser militante, freiheits- und frauenfeindliche Islamismus darf nicht toleriert werden. Wenn wir Schlimmeres verhindern wollen, müssen wir aufhören, die Gefahr durch den islamistischen Terror und die ihm vorausgehende Radikalisierung kleinzureden. Wir dürfen es nicht zulassen, dass Mädchen nicht zum Schwimmunterricht gehen und strikte Geschlechtertrennung gilt. Wenn es so weitergeht, werden unsere Kinder in einer muslimischen Umgebung aufwachsen. Sie werden Geschlechtertrennung und möglicherweise das islamische Rechtssystem und Gewalt erleben. Der Islam ist gefährlich und darf nicht in unsere Gesellschaft integriert werden. Ich habe persische Wurzeln und weiss, wovon ich rede. Der Islam hat auch mein altes Heimatland, den Iran zerstört. *Arash Yaraghi, Winterthur*

### Im Zweifel für die Staatskasse

Nr. 2 – «Feindbild Autofahrer»; Christoph Mörgeli über «Via sicura»

Die Auswüchse von Beamtentum und Richter, welche sich wie Könige aufführen, sind mehr als beschämend. Der Bussen- und Massnahmenkatalog liest sich wie eine Kriegserklärung gegenüber Autofahrern. Ziel ist es, das Auto von den Strassen zu verbannen und vielleicht wieder mit Pferdekutschen, zu Fuss oder mit dem Velo unterwegs zu sein.

*Erich Eigenmann, Bütschwil*

Solange Busseneinnahmen Teil der Kantonsbudgets sind, werden Polizei, Staatsanwälte und Richter weiter fröhlich ihre Rolle als Geld-eintreiber für die Staatskasse spielen und einträgliche Bussenfallen betreiben. «Via sicura» hat den Grundsatz des römischen Rechts, «Im Zweifel für den Angeklagten», zu «Im Zweifel für die Staatskasse» pervertiert. Es wird Zeit, dass der Souverän diesem unwürdigen Treiben ein Ende setzt: Starten wir eine Volksinitiative mit dem Ziel, dass Busseneinnahmen nicht mehr in das Budget der Kantone, sondern in einen «eidgenössischen Fonds für Verkehrssicherheit» fliessen – wohin denn sonst, da Bussen doch der Verkehrssicherheit dienen!

*Hans-Peter Sutter, Buchs SG*

Zustände wie in einem totalitären Staat, richtig beängstigend! Ich hoffe, Politik und TCS unternehmen baldmöglichst etwas gegen diese Autohasser-Mafia. *Elisabeth Frizzoni, Thusis*

Leider habe ich wenig Hoffnung, dass das Steuer noch herumgerissen werden kann. Sowohl die meisten Mittepolitiker (Links-Grün muss man gar nicht erwähnen) als – leider – auch unsere Polizei scheinen überhaupt kein Problem mit diesem drakonischen Gesetz zu haben, welches null Ermessensspielraum bietet. Ich finde dies mehr als bedenklich.

*Erich Reithaar, Volketswil*

Besonders skurrile und kostspielige Tiefbauaktivitäten haben unter dem Vorwand der Verkehrsberuhigung stattgefunden. Dabei weiss doch jeder, dass Stop-and-go-Verkehr über Strassenschwellen und verhindertes Kreuzen mehr Benzinverbrauch, Bremsstaub, Lärm und Umweg bewirken. Für beruhigten Verkehr braucht es keine Verkehrshindernisse, nur Blitzkästen am richtigen Ort.

*Markus Eckstein, Goldach*

Im Wort «Auto» steckt «Autonomie» drin. Nichts aber hassen die 68er-Erben in der Bundesverwaltung mehr als autonome Bürger!

*Bernhard Ecklin, Zollikon*

### Maulwurfsyndrom

Nr. 2 – «Plötzlich klar»; Alex Reichmuth über Nahtod-Erfahrungen

Die Wissenschaft schläft nicht, sondern sie leidet an Überheblichkeit und Aberglauben! Dass Neuroforscher glauben, das Bewusstsein werde nur durch organische Vorgänge im Gehirn erzeugt, erstaunt weiter nicht, denn erstens steckt dieses Forschungsgebiet noch absolut in den Kinderschuhen, und zweitens glauben viele von diesen Forschern auch, dass das menschliche Gehirn mit den komplizierten neurologischen Vernetzungen einfach ein Produkt des Zufalls sei. Alle Achtung, die Kraft zu einem solchen Glauben (sprich: Aberglauben) muss man erst einmal aufbringen! Wer Nahtoderfahrungen oder ausserkörperliche Erfahrungen heute noch abstreitet, ist einfach schlecht informiert oder leidet unter dem Maulwurfsyndrom. Der Maulwurf sagt: «Ich sehe keine Kirchenuhr, ergo gibt es sie nicht.»

*Hans Meier, Seftigen*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



	1			2		3	4		5			6	
7		8	9							10	11		12
13						14		15		16			
17					18								
		19							20				
	21				22		23		24			25	
26					27					28			
	29			30			31		32				
33				34	35				36		37		38
39							40						
				41							42		
43									44				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Gaukelbild im stillen Kämmerlein

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 So ist es jetzt auf dem Mont Blanc. 7 Der Vulkan vernichtete sich vor 134 Jahren selbst. 10 Keine Sahara, aber schon wüstenhaft. 13 Nichts von Sonne: eindeutig zum Mond gehörend. 14 Schweizer Gebäck mit süssen Füsschen. 17 Sie identifiziert Zeitschriften ganz eindeutig. 18 Diese Direkte kennen die Schweizer besonders gut. 19 Geballte Informationstechnik, ab 20. März in Hannover. 20 Bekommen kann man es so z.B. nur in den USA. 21 Die Versicherung sorgt in der Schweiz für Sicherheit. 22 Sie gehören zu jeder langen Eisenbahnstrecke. 26 Griechische Erdenmutter, zum Miniplaneten mutiert. 27 Atheisten sind für ihn gar nicht zuständig. 28 Landung, die Fallschirmspringer kennen. 29 Womit der Schatten sich in eine Silhouette verwandelt. 31 Ausbeute, nicht gleich heute, aber wenn die Sache ausgereift ist. 33 Geistiger Vater des heimlichen Tausendsassas James. 34 Auch ein Schauspieler, der als Schachspieler mehrfache Weltmeister. 36 Alberto, Dirigent aus Italien, der global tätig war. 39 Von ihr ist es ein Katzensprung zum Wasser. 40 Lässt sich mit teilnahmslos bis träge umschreiben. 41 Dadurch dass – ja, was ist hier also gesucht? 42 Kurz gesagt: eine Aussprachestörung. 43 Der Pirlo, spielt als Fussballer nun beim New York City FC. 44 Venezianisch, Gebiet wie Brücke.

**Senkrecht** — 1 Wohlwollend gesehen ist es fast ein Gruss. 2 Das Meer, von Lissabon aus gesehen. 3 Sie ist nur eines seiner vielen Gesichter. 4 Erwerbung, die Ansehen verspricht, doch oft hält es dann nicht. 5 Der Staat: einst Zweistromland, heute ausser Rand und Band. 6 Die Gefässstiele von Lunge, Milz oder Niere ergeben zusammen dann sie. 7 Eine der Musen, die sich mit einer Papierrolle zeigt. 8 Sicher ist es nicht, aber dem Anschein nach. 9 Gitterartiges Gewebe, geeignet für ein Fliegenfenster. 10 In den Artmerkmalen variieren, so der Biologe. 11 Befreier? Ein Helfer tut's auch. 12 Ein Gott, der sich zum Gruss eignet. 15 Tiefwasserhafen: Europas grösster. 16 Daher ist auch darum und auch dies. 18 Auftakt einer wissenschaftlichen Arbeit. 21 Einst Hauptstadt der Schweiz, heute immerhin Kantonshauptstadt. 23 Sind Vermittler wie Übermittler, mal offiziell, dann sehr speziell. 24 Im Oberengadin nennen sie ihn streckenweise auch Sela. 25 Nebenhimmelsrichtung, nur welche? 30 Erik, jener französische Vorläufer der Minimal Music. 32 Kein Produkt eines Zauberruhns, sondern ein Gerät für ein Getränk. 33 Kamprad kennt nicht jeder, sein Lebenswerk schon eher. 35 Du bist gut – gesungen von getaufter Gabriele Kerner. 37 Nach oben nimmt die Fluggesellschaft wörtlich. 38 Womit wir Espr gerne trinken.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 501**

	I	S	B	A		D	A	M	I	T		C	T
	D	U	E	R	R		M		B	I	S	H	R
G	E	N	U	S		L	I	M	E	T	T	E	E
E	I	N	L	E	G	E	N		R	E	I	F	E
S	A	E	E	N		D		H	I	L	L		S
P			N	A	M	I	B	I	A		L	A	M
O		H		L	A	G	E	R		G	E	L	A
N	I	A	S		H		K	N	I	E		A	G
S	O	R	T	E	N		A	E	R	G	E	R	N
	N	A	E	S	E	L	N		A	N	I	M	A
F	E	R	I	E	N		N		D	E	L	E	T
	N	E	L	L		S	T	O	E	R	E		I

**Waagrecht** — 1 ISBA (einfaches russ. Holzhaus) 5 DAMIT 11 DUERR 12 BISHIR 14 GENUS 15 LIMETTE 16 EINLEGEN 17 REIFEN 18 SAEEN 19 HILL (Ex-Formel-1-Fahrer) 20 NAMIBIA 23 LAME 27 LAGER 28 GELA (Lage) 29 NIAS 32 KNIE (-fall) 34 AGE (franz. und engl. f. Epoche, Zeitalter) 35 SORTEN 37 AERGERN 39 NAESELN 40 ANIMAL (engl. f. Tier) 42 FERIEEN 43 DELETE 44 NELL 45 STOERE

**Senkrecht** — 1 IDEIA (port. f. Idee, Vorstellung) 2 SUNNE (schweizerdeutsch f. Sonne) 3 BEULEN 4 ARSENAL 6 AMIN 7 IBERIA 8 TITEL 9 CHEF 10 TRENSE 13 STILLE 14 GESPONS (einstiger Ausdruck f. Ehepartner) 15 LEDIG 19 HIRNE 21 MAHNEN 22 BEKANNT 24 ALARME (aus it. all'arme, zu den Waffen) 25 MAGNAT 26 HARARE 28 GEGNER 30 IONEN 31 STEIL 33 IRADE 36 ESEL 38 EILE 41 LEI

**Lösungswort** — **REPRESSALIEN**

**EMS**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



cri/basel

Die Vorzüge des Lebens geniessen. Einfach und schnell bezahlen mit Cornèrcard und Apple Pay.

cornèrcard

Apple Pay

cornèrcard